Eine

Corsische Familie.

Von

Alexander Dumas.

Taschenbibliothek.

II.

Stuttgart & Cannstatt.

Verlag von Becher und Müller.

1845.

1.

Im Jahre 1841 reiste ich Anfangs März in Corsika.

Es gibt nichts so Malerisches, nichts so Bequemes, als eine Reise in Corsica: man schifft sich in Toulon ein, ist in zwanzig Stunden in Ajaccio und in vierundzwanzig in Bastia. Dort kauft oder miethet man ein Pferd; miethet man es, so bezahlt man täglich fünf Franken dafür, kauft man es, so hat man's für hundertundfünfzig Franken als Eigenthum. Man erlaube sich jedoch keinen Spott über die Billigkeit des Preises, denn dieses Pferd bleibt nicht hinter dem berühmten des Gascogners zurück, das von dem Pont-Neuf in die Seine hinabsprang; es leistet, was weder Prospero noch Nautilus, jene Helden der Rennen von Chantilly und auf dem Märzfelde, zu leisten im Stande wären.

Es passirt auf Wegen, wo selbst Balmah Schranken angebracht und über Stege, wo sogar Auriol eine Balancier-Stange verlangt hätte.

Was den Reisenden betrifft, so darf dieser nur die Augen schließen und sich seinem Thiere überlassen, die Gefahr berührt ihn nicht.

Dazu kommt noch der Vortheil, daß dieses Pferd, dem man sich ungescheut auf jedem Wege anvertrauen darf, obgleich es täglich fünfzehn Stunden zurücklegt, weder Futter noch Tränke nöthig hat. Wenn man zuweilen Halt macht, um ein altes Schloß zu besichtigen, das irgend ein mächtiger

Edelmann, der der Held und Urheber einer Feudal-Tradition geworden, erbaute, oder um einen alten, von den Genuesern stammenden Thurm abzuzeichnen, sucht das Pferd seine Nahrung im Grase, nagt die Rinde eines Baumes ab, oder erquickt sich an dem Moose eines Felsen.

Das Nachtquartier ist noch weit einfacher: der Reisende kommt in ein Dorf, durchzieht die Hauptstraße ihrer ganzen Länge nach, sucht sich ein beliebiges Haus aus und klopft an die Thüre. Einen Augenblick darauf erscheint der Herr (oder auch die Herrin) auf der Schwelle, ersucht den Reisenden abzusteigen, bietet ihm die Hälfte seines Abendessens, sein ganzes Bett an, wenn er nur ein einziges hat, und dankt ihm am folgenden Morgen, wenn er ihm beim Abschiede das Geleite gibt, für den Vorzug, den er ihm vor Andern zu Theil werden ließ.

Von irgend einer Entschädigung, das versteht sich von selbst, ist gar keine Rede: Der Hausherr würde es für eine Beleidigung halten, wenn man nur ein Wort über diesen Gegenstand verlöre. Dient ein junges Mädchen im Hause, so kann man ihr ein Foulard-Tuch zum Geschenke machen, dessen sie sich zu einem malerischen Kopfputze bedient, wenn sie zum Kirchweihfeste nach Calvi oder Corte geht; ist es ein männlicher Bedienter, so wird ihm ein Dolchmesser Freude machen, womit er seinen Feind tödten kann, so ihm dieser in den Weg tritt.

Uebrigens erkundige man sich wohl, ob die Dienstleute des Hauses, was häufig der Fall ist, keine Anverwandte des Herrn sind, die, weniger vom Glück begünstigt als er, gegen Verköstigung, Wohnung und zwei bis drei Piaster monatlich seine Geschäfte versehen.

Man muß aber ja nicht glauben, daß die Herrschaften, die von ihren Groß-Neffen oder Vettern aus dem vierten oder zwanzigsten Gliede bedient werden, deßhalb schlechter

versehen seyen. Nein, ganz im Gegentheil; Corsica ist zwar ein französisches Departement, aber Corsica ist noch lange nicht Frankreich.

Von Dieben hört man nicht sprechen, obwohl es Banditen in Masse gibt, aber man muß die einen nicht mit den andern verwechseln. Ihr könnet ohne Furcht mit einer vollen Geldbörse am Sattel von Ajaccio nach Bastia reiten, kein Schatten von Gefahr wird euch bedrohen, geht aber nicht von Occana nach Levaco, wenn ihr einen Feind habt, der euch Vendetta (Blutrache) geschworen hat, denn ich stehe euch während dieses zweistündigen Weges nicht für euer Leben.

Ich befand mich also, wie gesagt, im Anfange des März auf Corsica. Ich war allein, da mein Begleiter in Rom zurückgeblieben. Ich kam von der Insel Elba her, hatte in Bastia gelandet und mir zum oben erwähnten Preise ein Pferd gekauft. Ich hatte Corte und Ajaccio besucht und bereiste in dem Augenblicke, wovon ich spreche, die Provinz Sartena.

An jenem Tage reiste ich von Sartena nach Sullacaro. Die Strecke war kurz: ich hatte, vielleicht wegen der Umwege und der Seitenabhänge der Haupt-Bergkette, welche den Rückgrat der Insel bildet, und die ich übersteigen mußte, zehn Stunden zu machen: aus Furcht, mich in den Muskatwäldern zu verirren, halte ich übrigens einen Führer mit mir genommen.

Abends gegen fünf Uhr langten wir auf dem Gipfel des Hügels an, der zugleich Olmeto und Sullacaro beherrscht. Dort machten wir einen Augenblick Halt.

„Wo wünschen Euer Herrlichkeit zu übernachten?" fragte mich der Führer.

Ich warf meine Blicke auf das Dorf, dessen Straßen sich meinem Auge darboten; es schien beinahe unbewohnt, nur wenige Frauen zeigten sich und diese wenigen eilten mit schnellen Schritten, scheu um sich herblickend, durch die Gassen.

Da ich bei den herrschenden Gesetzen der Gastfreundschaft, wovon ich im Vorübergehen gesprochen, unter den hundert oder hundertundzwanzig Häusern, welche das Dorf bilden, die Wahl hatte, so suchte ich mit meinen Augen dasjenige, welches mir das wohnlichste zu seyn schien, und deutete auf ein viereckiges Haus, welches gleich einer Festung mit Mauer-Kränzen vor den Fenstern und über der Thüre versehen war. Dies war das erste Mal, daß ich eine solche Befestigung an einem gewöhnlichen Hause wahrnahm; ich muß daher gleich beifügen, daß die Provinz Sartena der klassische Boden der Vendetta ist.

„Ah! gut" entgegnete mein Führer, der Richtung meiner Hand folgend, „wir kehren bei der Edelfrau Savilia von Franchi ein. Ei, ei, Euer Herrlichkeit haben keine schlechte Wahl getroffen; man merkt wohl, daß Sie Erfahrung haben."

Wir dürfen nicht vergessen, darauf aufmerksam zu machen, daß man im sechsundachtzigsten Departement Frankreichs allenthalben italienisch spricht.

„Liegt aber nichts Unpassendes darin," fragte ich, „daß ich die Gastfreundschaft einer Frau anspreche, denn wenn ich recht verstanden habe, gehört dieses Haus einer Frau?"

„Allerdings," erwiderte er mit erstaunter Miene; „ich begreife aber nicht, was Euer Herrlichkeit Unpassendes darin finden will?"

„Wird es die Frau, wenn sie jung ist, nicht compromittiren?" fuhr ich mit einer Miene von Wohlanständigkeit, oder, daß ich das rechte Wort nenne, von pariser Eigenliebe fort, „wenn ich eine Nacht in ihrem Hause zubringe?"

„Compromittiren?" wiederholte der Führer, vergeblich sich bemühend, den Sinn dieses Wortes zu verstehen, welches ich, kraft der uns Franzosen eigenthümlichen Kühnheit, mit fremden Sprachen umzuspringen, italienisirt hatte.

„Nun ja denn," entgegnete ich, ungeduldig werdend; „nicht wahr, diese Dame ist Wittwe?"

„Ja, Excellenza!"

„Also!... wird sie einen jungen Mann bei sich aufnehmen? „Ich war im Jahre 1841 sechsunddreißig und ein halbes Jahr alt, und nannte mich noch einen jungen Mann.

„Ob sie einen jungen Mann aufnehmen wird?" wiederholte der Führer. „Ei! was kann sie denn das kümmern, ob Sie jung oder alt sind?"

Ich sah ein, daß ich bei dieser Manier zu fragen, keine genügende Auskunft erhalten würde.

„Wie alt ist Madame Savilia?" fragte ich.

„Ungefähr vierzig Jahre."

„Ach! herrlich!" rief ich meine eigenen Gedanken beantwortend aus, „sie hat ohne Zweifel Kinder?"

„Zwei Söhne, zwei prächtige junge Männer."

„Bekomme ich sie zu sehen?"

„Einen davon, der sich bei ihr befindet."

„Und der andere?"

„Der andere ist in Paris."

„Und wie alt sind sie?"

„Einundzwanzig Jahre."

„Alle beide?"

„Ja, es sind Zwillingsbrüder.

„Und welchem Stande widmen sie sich?"

„Der in Paris wird Advokat."

„Und der zweite?"

„Corsikaner."

„Ah! ah!" rief ich aus, indem ich die Antwort, obgleich sie in dem einfachsten Tone gegeben ward, sehr charakteristisch fand. „Wohlan! also in das Haus der Frau Savilia von Franchi."

Damit setzten wir unsern Weg wieder fort.

Zehn Minuten darauf ritt ich in's Dorf ein; nun bemerkte ich erst Etwas, was ich von der Höhe des Berges aus nicht hatte gewahren können. Jedes Haus war befestigt und bewehrt, wie das der Madame Savilia; zwar nicht gerade mit Mauerkränzen — die Armuth der Besitzer gestattete ihnen ohne Zweifel diese luxuriöse Befestigung nicht — sondern einfach mit eichenen Bohlen, welche, mit Schießscharten versehen, an den Fenstern hinliefen. Andere Kreuzstöcke waren mit rothen Backsteinen verrammelt. Ich fragte meinen Führer, wie man diese Schießscharten heiße; er antwortete mir, dieß seyen Köcher, woraus ich ersah, daß die corsischen Vendettas älter sind, als die Erfindung der Schießgewehre.

Je weiter wir in das Dorf hereinkamen, desto trauriger und öder ward sein Anblick. Mehrere Häuser schienen Belagerungen ausgehalten zu haben und waren von Kugeln durchlöchert.

Von Zeit zu Zeit sahen wir ein neugieriges Auge durch die Schießluken nach uns blicken, aber es war unmöglich, zu unterscheiden, ob es das Auge eines Mannes oder eines Weibes war.

Wir langten vor dem Hause an, welches ich meinem Führer bezeichnet hatte, und welches in der That das schönste im Dorfe war. Nur Etwas setzte mich in Erstaunen, daß es, obgleich mit Mauerkränzen versehen, doch nicht eigentlich befestigt war, das heißt, daß die Fenster weder Schießscharten, noch Backsteine, noch Köcher, sondern einfache Glasscheiben hatten, welche Nachts durch hölzerne Läden geschützt waren.

Diese Läden zeigten allerdings Spuren, in denen ein geübtes Auge nichts Anderes als die Löcher von Kugeln erkennen konnte; doch waren diese Löcher sichtbarlich alt und mochten sich schon etwa zehn Jahre darin befinden.

Kaum hatte mein Führer geklopft, als sich die Thüre

öffnete, und zwar nicht scheu, zögernd und halb, nein — sie gieng weit auf und ein Diener erschien...

Wenn ich sage ein Diener, so ist das unrichtig; ich hätte sollen sagen ein Mann. Denn die Livree macht den Diener, und der Mensch, welcher uns öffnete, war einfach mit einer Sammet-Jacke, einer Hose von gleichem Stoffe und ledernen Kamaschen bekleidet. Die Hosen waren mit einem Gürtel von buntfarbiger Seide um die Hüften befestigt, aus welchem das Heft eines Messers von spanischer Form hervorragte.

„Mein Freund,“ redete ich ihn an, „ist es unbescheiden von einem Fremden, der Niemand in Sullacaro kennnt, die Gastfreundschaft Eurer Gebieterin anzusprechen?“

„Gewiß nicht, Excellenza!“ entgegnete er; „der Fremde erweist jedem Hause, vor dem er absteigt, Ehre. Maria!“ fuhr er gegen eine Magd gewendet fort, die hinter ihm erschien, „melde der gnädigen Frau Savilia, daß ein französischer Reisender sie um ihre Gastfreundschaft bitte.

Zu gleicher Zeit stieg er eine Treppe von acht Stufen herab, die so steil waren, wie die Sprossen einer Leiter und zum Hauseingang führten; dann nahm er mir den Zügel meines Pferdes ab.

Ich setzte den Fuß auf den Boden.

„Excellenza dürfen unbesorgt seyn, man wird Ihr Gepäck auf Ihr Zimmer schaffen.“

Ich ließ mir diese köstliche Einladung zur Faulheit — die angenehmste, die man an einen Reisenden ergehen lassen kann — gefallen, kletterte leicht die ebengeschilderte Leiter hinauf und that einige Schritte in das Innere.

Beim Umbiegen im Hausgang befand ich mich einer hochgewachsenen, schwarz gekleideten Frau gegenüber; ich dachte mir, daß diese etwa achtunddreißig bis vierzig Jahr alte, noch schöne Dame die Herrin des Hauses sey, und blieb vor ihr stehen.

„Madame,“ begann ich, mich verbeugend, „Sie werden mich für sehr unbescheiden halten, aber die Sitte des Landes entschuldigt und die Aufforderung Ihres Dieners ermuthigt mich.“

„Seyen Sie der Mutter willkommen!“ entgegnete Frau von Franchi; „mein Sohn wird Sie bald desselben versichern. Von diesem Augenblicke an, mein Herr, ist dieses Haus Ihr Eigenthum, schalten und walten Sie darin, als ob es das Ihrige wäre!“

„Ich spreche Ihre Gastfreundschaft nur auf eine einzige Nacht an, Madame. Morgen mit Tagesanbruch setze ich meine Reise wieder fort.“

„Es steht ganz zu Ihnen, doch hoffe ich, daß Sie Ihre Absicht ändern, und wir die Ehre haben werden, Sie länger zu besitzen.“

Ich verbeugte mich noch einmal.

„Maria,“ fuhr Frau von Franchi fort, „führet den Herrn in Ludwig's Zimmer. Macht sogleich Feuer und bringet ihm warmes Wasser. Entschuldigen Sie,“ wendete sie sich gegen mich, während die Magd sich anschickte, den gegebenen Befehl zu vollziehen, „ich weiß, daß das erste Bedürfniß des ermüdeten Reisenden Wasser und Feuer ist. Wollen Sie die Güte haben, diesem Mädchen zu folgen. Wir essen in einer Stunde zu Nacht, und mein Sohn, der bis dahin nach Hause zurückgekehrt seyn wird, wird sich die Ehre ausbitten, Ihnen aufzuwarten.“

„Sie werden mich wegen meines Reise-Kostümes entschuldigen, Madame!“

„Ja, mein Herr, „entgegnete sie lächelnd, „unter der Bedingung, daß Sie dagegen diesen ländlichen Empfang entschuldigen.“

Die Magd gieng die Treppe hinauf, ich verbeugte mich zum letzten Male und folgte ihr.

Das Zimmer war im ersten Stocke und gieng hinten hinaus; die Fenster gewährten Aussicht auf einen hübschen, ganz mit Myrthen und Oleander bepflanzten Garten, durch den sich ein reizender Bach schlängelte, der in den Taravo mündet. Im Hintergrunde war die Aussicht durch eine Art Tannen-Gruppe begränzt, welche so dicht standen, daß man sie hätte für eine Mauer halten können. Wie fast in allen Zimmern italienischer Häuser waren die Wände getüncht und mit einigen Fresken geziert, welche Landschaften darstellten. Ich errieth gleich, daß man mir dieses Zimmer, das des abwesenden Sohnes, deßhalb gegeben hatte, weil es das beste war.

Nun wandelte mich, während Marie Feuer anschürte und mein Wasser zurichtete, die Lust an, die Einrichtung meines Zimmers zu betrachten und mir aus dem Ameublement einen Begriff von dem Charakter des Bewohners zu machen.

Ich führte das Vorhaben sogleich aus, indem ich mich auf der linken Ferse umkehrte und, auf diese Weise einen Kreis um mich selbst beschreibend, alle mich umgebenden Gegenstände nach einander überblickte.

Das Ameublement war ganz modern, was in diesem Theil der Insel, wo die Civilisation noch nicht hindurchgedrungen ist, als ein Beweis des ausgesuchtesten Luxus gilt. Es bestand aus einer eisernen Bettstelle, worauf drei Matratzen und ein Kopfpolster lagen, einem Divan, vier Lehnstühlen, sechs Sesseln, einem doppelten Bücherschranke und einem Schreibtische; alle Meubel waren von Mahagoniholz und stammten augenscheinlich aus der Handlung des ersten Kunst-Tischlers in Ajaccio. Der Divan, die Lehnstühle und die Sessel waren mit geblumtem Zitz überzogen; auch die Gardinen am Fenster und die Bettvorhänge bestanden aus demselben Stoff.

So weit war ich mit meiner Musterung gekommen, als Marie hinausgieng und mir gestattete, meine Neugierde noch weiter auszudehnen.

Ich machte den Bücherschrank auf und fand eine Sammlung all unserer großen Dichter: Corneille, Racine, Molière, La Fontaine, Ronsard, Victor Hugo und Lamartine; unserer Moralisten: Montaigne, Pascal, la Bruyère; unserer Historiker: Mézeray, Chateaubriand, Augustin, Thierry; unserer Fach-Gelehrten: Cuvier, Beudant, Elie de Beaumont; endlich noch einige Bände Romane, worunter ich mit einigem Stolz meine Reise-Eindrücke begrüßte.

Die Schlüssel an den Laden des Schreibtisches steckten; ich machte eine auf.

Ich fand Fragmente einer Geschichte Corsika's, einen Aufsatz über die zur Abschaffung der Vendetta anzuwendenden Mittel, einige französische Verse, einige italienische Sonette: Alles im Manuscript.

Dies war mir genug, und ich hielt es für überflüssig, meine Forschungen weiter auszudehnen, um meine Meinung über Herrn Ludwig von Franchi festzustellen. Es mußte ein sanfter, fleißiger, den französischen Reformen zugethaner junger Mann seyn.

Jetzt konnte ich mir vorstellen, daß er in der Absicht, Advokat zu werden, nach Paris gegangen sey.

Ich stellte diese Betrachtungen an, während ich meinen Anzug ordnete. Meine Toilette bedurfte, obgleich ihr etwas Malerisches nicht abgesprochen werden konnte, einiger Nachsicht. Sie bestand aus einer schwarzen Sammet-Jacke, welche an den Aermel-Nähten offen war (damit ich mir in den heißen Stunden des Tages Kühlung verschaffen könnte), und durch diese den spanischen ähnliche Aermel-Löcher ein gestreiftes seidenes Hemd blicken ließ, aus ditto Beinkleidern, spanischen Kamaschen, die bis an das Knie reichten, auf den Seiten

gespalten und mit bunter Seide gestickt waren, und einem Filzhut, der jede beliebige, besonders aber die Form eines Sonnenschirmes annahm.

Eben hatte ich die Wiederherstellung meines Kostumes beendigt, als meine Thüre aufgieng, und derselbe Mann, der mich unter dem Hause empfangen, auf der Schwelle erschien.

Sein Erscheinen hatte den Zweck, mir die Ankunft seines jungen Gebieters, Herrn Lucian von Franchi, zu melden, der mich, wenn ich zu sprechen sey, um die Ehre bitten lasse, mir Glück zu meiner Ankunft zu wünschen.

Ich erwiderte, daß ich zu den Befehlen des Hrn. Lucian von Franchi stehe, und die Ehre ganz auf meiner Seite wäre. Einen Augenblick darauf hörte ich hastige Tritte die Treppe herauf kommen, und beinahe zu gleicher Zeit stand mein Wirth vor mir.

2.

Es war, wie mir mein Führer gesagt hatte, ein junger zwanzig- bis einundzwanzigjähriger Mann, mit schwarzen Haaren, schwarzen Augen, sonnverbrannter Farbe, eher klein als groß, aber wunderschön gebaut.

In der Eile, womit er mich zu begrüßen wünschte, war er in seinem Reitkleide heraufgekommen, welches aus einem grüntuchenen Ueberrock, dem der Patrontaschen-Riemen, womit er umgürtet war, etwas Militärisches verlieh — grauen mit russischen Juchten gefütterten Tuchhosen und Sporenstiefeln bestand; seine Mütze, die viel Aehnlichkeit mit denen unserer afrikanischen Jäger hatte, vollendete seinen Anzug.

An den Seiten des Patrontaschen-Riemens hiengen links eine Peitsche, und rechts eine Feldflasche herunter.

Außerdem hatte er eine englische Kugelbüchse in der Hand. Trotz der Jugend meines Wirthes, dessen Oberlippe kaum von einem dünnen Schnurrbart beschattet war, lag in

seinem ganzen Wesen eine Miene von Selbstständigkeit und Entschlossenheit, die mich überraschte.

Man erblickte in ihm einen zu körperlichen Kämpfen erzogenen Mann, gewohnt, mitten in der Gefahr zu leben, ohne sie zu fürchten, aber auch ohne sie zu verachten; ernst wegen seines einsamen Lebens, ruhig im Bewußtseyn seiner Stärke.

Mit einem Blicke hatte er Alles übersehen, meine Reise-Schatulle, meine Waffen, meine eben abgelegten Kleider und mein jetziges Kostum; sein rascher Blick war sicher, wie der eines Mannes, dessen Leben zuweilen von einem Blicke abhängt.

„Sie werden mich entschuldigen, mein Herr, daß ich Sie störe," sprach er, „denn es geschah aus einer guten Absicht, nämlich mich zu erkundigen, ob es Ihnen an Nichts fehle. Ich sehe einen Bewohner des Continents nie ohne einige Besorgniß zu uns kommen, denn wir Corsen sind noch so roh, daß wir, besonders den Franzosen gegenüber, nur mit Zittern diese alte Gastfreundschaft ausüben, die übrigens bald die einzige Tradition seyn wird, welche uns von unsern Vätern übrig blieb."

„Sie haben Unrecht, sich zu fürchten, mein Herr; man kann unmöglich den Bedürfnissen eines Reisenden besser entgegenkommen, als es die edle Frau von Franchi gethan hat; überdem," fuhr ich, einen Blick in das Zimmer um mich werfend, fort, „werde ich mich hier nicht über die vorgebliche Rohheit beklagen, der Sie sich scherzhafter Weise anzuklagen belieben, denn wenn ich von meinen Fenstern aus nicht diese bewundrungswürdige Gegend im Auge hätte, könnte ich mich in meinem Zimmer in der Chaussee d'Antin wähnen."

„Ja," entgegnete der junge Mann, „das war eine Leidenschaft meines armen Bruders Ludwig: er liebte es, nach französischer Weise zu leben, aber ich bezweifle, daß er nach seiner Rückkehr von Paris noch ebensosehr für diese arm-

selige Parodie der Civilisation eingenommen seyn wird, wie da er gieng.

„Ist Ihr Herr Bruder schon lange aus Corsica entfernt?“ fragte ich den jungen Mann.

„Seit einem Jahre, mein Herr.“

„Erwarten Sie ihn bald?“

„O! vor drei oder vier Jahren nicht.“

„Das ist eine lange Abwesenheit für zwei Brüder, die sich wahrscheinlich noch nie getrennt hatten.“

„Ja, und die sich so sehr liebten, wie wir.“

„Er wird Sie ohne Zweifel vor der Beendigung seiner Studien besuchen?“

„Wahrscheinlich; er hat es uns wenigstens versprochen.“

„Jedenfalls hindert Sie nichts, einen Besuch bei ihm zu machen?“

„Doch, ich verlasse Corsika nicht.“ In dem Ausdruck, womit diese Antwort ertheilt ward, lag jene Liebe zum Vaterlande, für die das ganze übrige Weltall gleichgültig ist. Ich lächelte.

„Es scheint Ihnen sonderbar,“ versetzte er, ebenfalls lächelnd, „daß man ein so elendes Land, wie das unsre, nicht verlassen mag? Aber sehen Sie, ich bin eine Art Produkt dieser Insel, wie die Steineiche und der Oleander; ich muß meine mit den Wohlgerüchen des Meeres und den Düften der Berge erfüllte Atmosphäre haben; ich muß Gießbäche überschreiten, Felsen erklimmen, mich in den Wäldern ergehen können; ich brauche Raum, ich brauche Freiheit; ich glaube, ich würde sterben, wenn man mich in eine Stadt versetzte.“

„Aber wie kommt es, daß eine so große geistige Verschiedenheit zwischen Ihnen und Ihrem Bruder besteht?“

„Bei einer so großen physischen Aehnlichkeit, würden Sie hinzufügen, wenn er Ihnen bekannt wäre.“

„Sehen Sie sich sehr ähnlich?“

„In solchem Grade, daß, als wir noch Kinder waren, Vater und Mutter ein Zeichen an unsre Kleidung heften mußten, um uns unterscheiden zu können.“

„Und später?“ fragte ich.

„Später hat blos unsere Lebensweise eine Verschiedenartigkeit der Farbe herbeigeführt. Mein Bruder ist, weil er immer zu Hause über seinen Büchern und Zeichnungen brütete, blässer geworden, während ich selbst, immer im Freien, immer auf den Bergen oder im Thale mich herumtreibend, brauner wurde.“

„Ich hoffe, daß Sie mir Gelegenheit geben, mich von diesem Unterschied zu überzeugen, indem Sie mir Aufträge an Herrn Ludwig von Franchi ertheilen.“

„O gewiß, und zwar mit großem Vergnügen, wenn Sie die Gefälligkeit haben wollen; aber entschuldigen Sie, ich bemerke, daß Sie mit Ihrer Toilette weiter vorgerückt sind, als ich, und in einer Viertelstunde wird man zu Tische gehen.“

„Kleiden Sie sich vielleicht meinetwegen um?“

„Wenn dies der Fall wäre, hätten Sie sich selbst den Vorwurf zu machen, denn Sie haben mir das Beispiel dazu gegeben; allein abgesehen davon, bin ich im Reitkleide und muß ohnehin das Costum des Bergbewohner anlegen. Ich habe nach dem Abendessen einen Gang zu machen, wobei mich meine Stiefeln und Sporen sehr geniren würden.“

„Sie gehen nach dem Nachtessen aus?“ fragte ich.

„Ja,“ erwiderte er, „ich habe ein Stelldichein.“

Ich lächelte.

„O! nicht in dem Sinne, wie Sie es deuten; es ist eine Zusammenkunft in Geschäfts-Angelegenheiten.“

„Glauben Sie, daß ich anmaßend genug bin, mir einzubilden, ich habe ein Recht auf Ihr Vertrauen?“

„Warum denn nicht? man muß so leben, daß man immer Alles, was man treibt, laut bekennen darf. Ich habe nie

eine Geliebte gehabt und werde nie eine haben. Wenn mein Bruder sich verheirathet und Kinder bekommt, so werde ich sogar wahrscheinlich nie in den Ehstand treten. Wenn er dagegen kein Weib nimmt, so muß ich mich dazu entschließen, eines zu nehmen, aber dann geschieht es nur, damit das Geschlecht nicht ausstirbt. Ich habe es Ihnen schon gesagt, ich bin ein wahrer Wilder und hundert Jahre zu spät auf die Welt gekommen; allein ich schwatze da wie eine Elster, und werde, wenn es zum Nachtessen geht, nicht fertig seyn."

„Wir können übrigens die Unterhaltung fortsetzen; befindet sich Ihr Zimmer nicht gegenüber von diesem? lassen Sie die Thüre offen, dann plaudern wir mit einander."

„Kommen Sie lieber zu mir herüber; ich kleide mich in meinem Schlafzimmer um. Und während dieser Zeit betrachten Sie — denn Sie scheinen mir ein Liebhaber davon zu seyn — meine Waffen; es sind einige von Werth darunter, wohlverstanden, von historischem!"

Die Aufforderung entsprach zu sehr meinem Wunsche, die Zimmer der beiden Brüder zu vergleichen, als daß ich dieselbe nicht angenommen hätte. Ich beeilte mich, meinem Wirthe zu folgen, der die Thüre seines Zimmers öffnend vorausgieng, um mir den Weg zu zeigen.

Jetzt glaubte ich, in ein wahres Arsenal einzutreten. Die Meubeln stammten alle aus dem fünfzehnten und sechszehnten Jahrhundert: die mit Schnitzwerk verzierte Bettstatt, mit dem von starken, gewundenen Säulen getragenen Baldachin, war mit grünen Vorhängen von Damast umgeben, in welchen goldene Blumen eingewirkt waren; die Fenster-Vorhänge von demselben Stoffe; die Wände mit spanischem Leder überzogen, und wo die Meubeln einen Zwischenraum gestatteten, hiengen mit Geschmack angebrachte gothische und moderne Waffen herum.

Man konnte sich über die Neigungen Dessen, der dieses

Zimmer bewohnte, nicht täuschen: sie waren eben so kriegerisch, als die seines Bruders friedliebend.

„Sehen Sie," sagte er, sich in sein Kabinet zurückziehend, „hier sind Sie von drei Jahrhunderten umgeben: betrachten Sie die Gegenstände; ich lege, wie gesagt, meine landesübliche Kleidung an, denn gleich nach dem Nachtessen muß ich fort."

„Welches sind unter diesen Degen, Büchsen und Dolchen die historischen Waffen, wovon Sie sprachen?"

„Es sind ihrer drei; betrachten Sie eine nach der andern! .... Suchen Sie über dem Kopfpolster meines Bettes einen einzelnen Dolch mit breiter Scheide und einem Griff, der einen Siegelstock bildet."

„Ich habe ihn. Nun?"

„Das ist Sampiero's Dolch."

„Des bekannten Sampiero, des Meuchelmörders der Vanina?"

„Des Meuchelmörders! nein, des Mörders."

„Das ist, glaube ich, einerlei."

„In der ganzen übrigen Welt vielleicht, aber nicht in Corsica."

„Und dieser Dolch ist authentisch?"

„Sehen Sie nach; das Wappen Sampiero's ist darauf, nur die französische Lilie noch nicht; Sie wissen, daß Sampiero erst nach der Belagerung von Perpignan ermächtigt ward, die Lilie in seinem Wappen zu führen."

„Nein, dieser Umstand war mir unbekannt; und wie kam dieser Dolch in Ihren Besitz?"

„O! er ist schon seit dreihundert Jahren in der Familie. Ein Napoleon von Franchi erhielt ihn von Sampiero selbst."

„Wissen Sie auch bei welcher Veranlassung?"

„Ja. Sampiero und mein Ahnvater fielen in einen Hinterhalt der Genueser und vertheidigten sich wie Löwen; Sampiero's Helm löste sich, ein Genueser zu Pferd wollte ihn

mit seinem Kolben erschlagen, als mein Ahnherr ihm seinen Dolch durch eine schwache Stelle des Panzers stieß. Der Reiter, welcher sich verwundet fühlte, gab seinem Pferde die Sporen und entfloh sammt dem Dolche Napoleon's, der so tief in der Wunde stack, daß ihn dieser nicht mehr hatte herausziehen können. Da nun mein Ahnherr, wie es schien, viel auf diesen Dolch hielt und seinen Verlust bedauerte, gab ihm Sampiero den seinigen. Napoleon verlor nichts dabei, denn dieser ist aus einer spanischen Werkstätte und durchbohrt zwei aufeinander gelegte Fünffrankenstücke, wovon Sie sich überzeugen können."

„Darf ich den Versuch machen?"

„Ohne Anstand."

Ich legte zwei Fünffrankenstücke auf den Boden und stieß fest und sicher darauf. Lucian hatte mich nicht getäuscht. Als ich den Dolch wieder erhob, stacken beide Stücke in vier Hälften getheilt an der Spitze.

„Ja, ja," sagte ich, „das ist freilich Sampiero's Dolch. Mich wundert nur, daß er im Besitze einer solchen Waffe sich einer Schnur bediente, um sein Weib zu morden."

„Er besaß sie nicht mehr, da er sie meinem Ahnvater gegeben hatte."

„Das ist wahr."

„Sampiero war über sechszig Jahre alt, als er eigens von Konstantinopel nach Aix kam, um der Welt die große Lehre zu geben, daß es nicht Sache der Weiber sey, sich in Staatsangelegenheiten zu mischen."

Ich verbeugte mich zum Zeichen der Uebereinstimmung und hängte den Dolch wieder an seinen Platz.

„Und nun," sagte ich zu Lucian, der noch immer mit Ankleiden beschäftigt war, „da Sampiero's Dolch wieder an seinem Nagel hängt, wollen wir zu einem andern übergehen."

„Sie sehen zwei Bildnisse neben einander."

„Ja; Paoli's und Napoleon's.“

„Wohlan! Neben Paoli's Bildniß befindet sich ein Degen.“

„Richtig.“

„Es ist der seinige.“

„Der Degen Paoli's? Und eben so authentisch, als Sampiero's Dolch?“

„Nicht minder, da er zwar nicht einem meiner Ahnväter, wohl aber einer meiner Großmütter gegeben ward. Ja, vielleicht haben Sie von der Frau gehört, die in dem Augenblicke des Unabhängigkeitskriegs in Begleitung eines jungen Mannes vor dem Thurme von Sollecaro erschien?“

„Nein, erzählen Sie mir diese Geschichte!“

„O! sie ist kurz.“

„Wir haben auch nicht viel Zeit zu schwatzen.“

„Also — diese Frau und dieser junge Mann erschienen vor dem Thurme von Sollecaro und verlangten Paoli zu sprechen. Da Paoli aber gerade mit Schreiben beschäftigt war, verweigerte man ihnen den Eintritt, und da sie darauf bestand, suchten die Wachen sie zu entfernen. Paoli, der den Lärm gehört hatte, öffnete jedoch die Thüre, und fragte, was die Ursache desselben sey.“

„Ich,“ entgegnete diese Frau, „denn ich wollte Dich sprechen?“

„Und was wolltest Du mir sagen?“

„Ich wollte Dir sagen, daß ich zwei Söhne hatte. Gestern erfuhr ich, daß der erste für die Vertheidigung des Vaterlandes gefallen sey, und legte zwanzig Stunden zurück, um Dir den zweiten zu bringen.“

„Sie erzählen mir da eine spartanische Scene.“

„Ja, sie hat allerdings Aehnlichkeit.“

„Und wer war diese Frau?“

„Meine Großmutter. Paoli nahm seinen Degen ab und überreichte ihr denselben.

„Ei, diese Art, sich bei einer Frau zu bedanken, gefällt mir.“

„Ja, sie war Beider würdig.“

„Und dieser Säbel hier?“

„Ist der, welchen Bonaparte in der Schlacht bei den Pyramiden trug.“

„Er ist ohne Zweifel auf dieselbe Weise in die Hände Ihrer Familie gekommen, wie der Dolch und der Degen?“

„Gerade so. Bonaparte gab nach der Schlacht meinem Großvater, der Officier bei den Guiden war, den Befehl, mit etwa fünfzig Mann eine mameluckische Kern-Truppe anzugreifen, die in der Umgebung eines verwundeten Anführers noch Widerstand leistete. Mein Großvater gehorchte, zerstreute die Mamelucken, und überlieferte den Anführer dem ersten Consul. Als er aber seinen Säbel wieder in die Scheide stecken wollte, war derselbe dergestalt von den Damascenern der Mamelucken zerhauen, daß er die Klinge nicht mehr hineinbrachte. Nun warf mein Großvater Säbel und Scheide, da sie ihm zu nichts mehr dienen konnten, weit von sich weg, worauf Bonaparte, dieses sehend, ihm den seinigen gab.“

„Aber an Ihrer Stelle,“ sagte ich, „möchte ich lieber den Säbel meines Großvaters, so zerhackt und schartig er auch seyn möchte, haben, als den gut erhaltenen des Obergenerals.“

„Sie werden ihn auch finden, wenn Sie Ihre Blicke auf die entgegengesetzte Seite wenden. Der erste Consul hob ihn auf, ließ jenen Diamanten, den Sie auf dem Griff erblicken, in denselben fassen, und sandte ihn mit der Inschrift, die auf der Klinge zu lesen ist, an meine Familie zurück.“

Zwischen den beiden Fenstern hieng in der That der aus der Scheide, in die er nicht mehr hineinzubringen war, gezogene, zerhackte und verdrehte Säbel mir der einfachen Inschrift: „Schlacht bei den Pyramiden am 21. Julius 1798.“

In diesem Augenblicke zeigte sich derselbe Diener, der

mich eingeführt und mir die Ankunft seines jungen Gebieters gemeldet hatte, wieder auf der Schwelle."

„Excellenza," sprach er, sich an Lucian wendend, „Frau von Franchi läßt Ihnen sagen, daß das Nachtessen aufgetragen sey."

„Gut, Griffo, sage meiner Mutter, daß wir sogleich hinunter kommen werden!" Damit trat er, wie er gesagt, als Gebirgsmann gekleidet, aus dem Kabinette, das heißt, mit einer runden Sammt-Jacke, kurzen Beinkleidern und Kamaschen; von seinem vorigen Anzuge hatte er nur den Patrontaschen-Riemen beibehalten, womit seine Hüften umgürtet waren.

Er fand mich in Betrachtung zweier Büchsen versunken, die neben einander aufgehängt waren; auf beiden war das Datum „den 21. September 1819, Morgens eilf Uhr" in den Kolben eingegraben.

„Sind diese Carabiner auch historische Waffen?" fragte ich.

„Ja," erwiderte er, „wenigstens für uns. Der eine ist der Carabiner meines Vaters." Er hielt inne.

„Und der andere?" fragte ich.

„Der andere," fuhr er lächelnd fort, „der meiner Mutter. Doch kommen Sie, wir wollen hinunter! Sie wissen, man erwartet uns."

Und als Wegweiser vorangehend, winkte er mir, ihm zu folgen.

3.

Ich gestehe, daß ich voll von dem Gedanken über den letzten Satz Lucians: „Das ist der Carabiner meiner Mutter," die Treppe hinabgieng.

Dieß veranlaßte mich, Frau von Franchi mit noch größerer Aufmerksamkeit zu betrachten, als es bei meinem ersten Zusammentreffen mit ihr der Fall gewesen war.

Ihr Sohn küßte ihr beim Eintreten in das Speisezimmer

ehrfurchtsvoll die Hand und sie nahm diese Huldigung mit der Würde einer Königin auf.

„Entschuldigen Sie, Mutter," sagte Lucian, „denn ich fürchte, ich habe Sie warten lassen."

„Daran wäre jedenfalls ich Schuld, Madame," fügte ich mit einer Verbeugung bei; „Herr Lucian hat mir so interessante Dinge gezeigt, daß ich ihn durch meine endlosen Fragen aufhielt."

„Machen Sie sich keine Sorgen," entgegnete sie mir, „ich komme so eben herunter; aber," fuhr sie, gegen ihren Sohn gewendet, fort, „ich sehnte mich nach Deinem Anblick, um Nachrichten von Dir über Ludwig zu erhalten."

„Ist Ihr Herr Sohn vielleicht leidend?" fragte ich Frau von Franchi.

„Lucian befürchtet es," antwortete sie.

„Haben Sie ein Schreiben von Ihrem Bruder empfangen?" fragte ich ihn.

„Nein," entgegnete er, „und das beunruhigt mich gerade."

„Wie können Sie denn aber wissen, daß er unwohl ist?"

„Weil ich in den letzten Tagen selbst gelitten habe."

„Entschuldigen Sie diese ewigen Fragen, aber daraus erkläre ich mir nicht..."

„Wissen Sie nicht, daß wir Zwillingsbrüder sind?"

„O ja; mein Führer hat mir es gesagt."

„Wissen Sie nicht, daß wir, als wir zur Welt kamen, auf der Seite noch zusammen gewachsen waren?

„Nein, das war mir unbekannt."

„Wohlan! man mußte uns vermittelst eines Scalpells von einander trennen, weßhalb wir, so entfernt wir auch jetzt von einander seyn mögen, doch immer einen Leib ausmachen, so daß der Eindruck, den einer von uns physisch oder moralisch empfindet, auch auf den andern wirkt. In den letzten Tagen nun war ich ohne Grund traurig, mißlaunig, finster.

Ich fühlte schmerzliche Herzbeklemmungen; mein Bruder muß daher unstreitig irgend einen tiefen Kummer haben."

Ich betrachtete mit Staunen diesen jungen Mann, der gegen mich, ohne anscheinend den mindesten Zweifel zu hegen, eine so sonderbare Sache behauptete; seine Mutter schien übrigens von derselben Ueberzeugung durchdrungen; lächelte wehmüthig und sprach:

„Die Abwesenden stehen in Gottes Hand. Die Hauptsache ist, daß Du gewiß überzeugt bist, er lebe."

„Wenn er gestorben wäre," entgegnete Lucian ruhig, „so hätte ich ihn gesehen."

„Und Du hättest mir es gestanden, nicht wahr, mein Sohn?"

„O! im nämlichen Augenblicke, das schwöre ich Ihnen, Mutter!"

„Gut... Verzeihen Sie, mein Herr," fuhr sie, zu mir gekehrt, fort, „daß ich nicht im Stande war, in Ihrer Gegenwart meine mütterliche Besorgniß zu unterdrücken: aber Ludwig und Lucian sind nicht nur meine Söhne, sondern auch die letzten unsres Geschlechtes... Wollen Sie die Güte haben, an meiner Rechten Platz zu nehmen... Lucian, setze Dich hierher!" Damit wies sie den jungen Mann auf den leeren Stuhl zu ihrer Linken.

Wir setzten uns oben an einen langen Tisch, auf dessen entgegengesetztem Ende sechs weitere Couverts, die, wie es schien, für diejenigen, welche man in Corsika die Familie nennt, das heißt, für die Personen, welche zwischen der Herrschaft und der Dienerschaft stehen, bestimmt waren.

Die Tafel war reichlich besetzt; aber obgleich ich gerade einen lebhaften Hunger verspürte, begnügte ich mich doch, denselben nur so weit es nöthig war, zu stillen, denn mein von seltsamen Gedanken befangener Geist gestattete mir nicht, mich den köstlichen gastronomischen Genüssen hinzugeben. Es schien mir wahrhaftig, seitdem ich in dieses Haus eingetreten war, als

ob ich mich in einer neuen Welt befände, wo ich lebte wie im Traume. Was war das für eine Frau, die ihre Büchse führte, wie ein Soldat? Was war das für ein Bruder, der dieselben Schmerzen empfand, die sein anderer dreihundert Stunden weit von ihm entfernter Bruder fühlte? Was war das für eine Mutter, die ihren einen Sohn schwören ließ, daß er es ihr sagen würde, wenn er die Todten-Erscheinung des andern Sohnes erblicke?

Man wird zugeben, daß in Allem dem, was mir begegnete, vielfacher Stoff zum Nachsinnen lag.

Da ich jedoch bemerkte, daß mein Schweigen eine Unhöflichkeit war, erhob ich die Stirne und schüttelte mit dem Kopfe, als ob ich die mich belästigende Gedanken-Masse hätte verscheuchen wollen.

Mutter und Sohn gewahrten sogleich, daß ich das Gespräch wieder anknüpfen wolle.

„Und," begann Lucian, als ob er eine unterbrochene Unterhaltung wieder aufnehmen wollte, „Sie haben sich also entschlossen, Corsica zu bereisen?"

„Ja, wie Sie sehen; ich führte diesen Plan schon lange im Schild, und habe ihn endlich ausgeführt."

„Meiner Treu, Sie haben wohl daran gethan, nicht allzulange zu zögern, denn in wenigen Jahren werden bei dem immer stärkeren Einreißen des französischen Geschmacks und der französischen Sitten diejenigen, welche Corsika hier suchen, sich eine vergebliche Mühe machen."

„Jedenfalls," versetzte ich, „wird der ursprüngliche Geist der Nation, wenn er der Civilisation weicht und sich in irgend einen Winkel der Insel birgt, in der Provinz Sartena und dem Taravo-Thale am längsten aufrecht erhalten werden."

„Glauben Sie das?" sagte lächelnd der junge Mann.

„Nun, ich glaube, daß ich hier in meiner Umgebung und

vor meinen Augen ein schönes, edles Gemälde der alten corsischen Sitten habe."

„Ja, und doch ist zwischen mir und meiner Mutter, vierhundertjährigen Erinnerungen zum Trotze, in diesem nämlichen Hause mit den Zinnen und Mauer-Kränzen, der französische Geist in meinen Bruder gedrungen, hat ihn uns entführt und nach Paris versetzt, von wo er als Advokat zurückkehren wird. Er wird in Ajaccio wohnen, statt in dem Hause seiner Vorfahren; er wird plädiren, wenn er Talent hat, vielleicht zum königlichen Procurator ernannt werden, und dann die armen Teufel verfolgen, die einen Streich gemacht haben, wie man es hier zu Lande nennt; er wird den Meuchelmörder mit dem Mörder verwechseln, wie es Ihnen vorhin selbst begegnete; er wird im Namen des Gesetzes den Kopf derer verlangen, die nur gethan haben, was ihre Väter zu unterlassen für eine Schande gehalten hätten; er wird das Urtheil der Menschen dem Urtheil Gottes unterschieben, und am Abend des Tags, wo er dem Henker einen Kopf angeworben hat, glauben, er habe dem Lande einen Dienst geleistet, seinen Stein zum Tempel der Civilisation beigetragen ... wie sich unser Präfekt ausdrückt. O! mein Gott! mein Gott!"

Dabei richtete der junge Mann seine Blicke gen Himmel, wie es wohl Hannibal nach der Schlacht bei Zama gethan haben mag.

„Aber Sie sehen," erwiderte ich, „daß Gott die Dinge im Gleichgewichte erhalten wollte, da er, indem er in Ihrem Bruder einen Anhänger der neuen Prinzipien erstehen ließ, Sie zur Aufrechthaltung der alten Sitten schuf."

„Ja, wer steht mir aber dafür," versetzte er, „daß mein Sohn nicht dem Beispiel seines Oheims folge, statt dem meinigen? Und urtheilen Sie, ob ich mich nicht selbst zu Dingen herbeilasse, die eines Franchi unwürdig sind?"

„Sie?“ rief ich mit Erstaunen aus.

„Ei! mein Gott, ja, ich! Soll ich Ihnen sagen, zu welchem Zweck Sie in die Provinz Sartena gekommen sind?“

„Lassen Sie hören.“

„Sie sind mit der Neugierde eines Weltmannes, eines Künstlers oder Poeten — ich weiß nicht, was Sie sind, ich frage auch nicht, Sie können es uns, wenn es Ihnen beliebt, beim Abschied sagen, wenn nicht, verschweigen; es steht ganz zu Ihnen, werther Gast! — wohlan! Sie sind in der Hoffnung hieher gekommen, ein in der Vendetta begriffenes Dorf zu sehen, und mit irgend einem recht originellen Banditen bekannt zu werden, wie sie uns Herr Merimée in dem Roman Colomba schildert.“

„Nun! ich meine, ich habe es nicht ganz unrecht getroffen,“ erwiderte ich; „ich müßte mich sehr täuschen, wenn nicht Ihr Haus das einzige unbefestigte im Dorfe ist.“

„Ein Beweis, daß auch ich ausarte. Mein Vater, mein Großvater, mein Urgroßvater, jeder meiner Vorfahren hätte sich zu einer oder der andern Partei geschlagen, die seit zehn Jahren das Dorf spalten. Ich aber, wissen Sie, was ich inmitten dieser Flintenschüsse, Stilet- und Messerstiche bin? Ich bin Schiedsrichter. Nicht wahr, Sie sind, um Banditen zu sehen, in die Provinz Sartena gekommen? Wohlan, begleiten Sie mich heute Abend, ich will Ihnen einen zeigen.“

„Wie, Sie würden mir das erlauben?“

„O! mein Gott ja, wenn es Ihnen Spaß macht! es hängt nur von Ihnen ab.“

„Warum nicht gar, ich nehme es mit Vergnügen an.“

„Der Herr ist sehr ermüdet,“ unterbrach Frau von Franchi mit einem Blick auf ihren Sohn, als ob sie das Gefühl der Schaam, welches er über diese Entartung Corsica's empfand, getheilt hätte.

„Nein, Mutter, nein; er muß im Gegentheil mit, und

wenn man in seiner Gegenwart in einem Pariser Salon von jenen schrecklichen corsischen Vendettas und jenen unverbesserlichen Banditen spricht, vor welchen sich die kleinen Kinder in Ajaccio und Bastia noch fürchten, so kann er wenigstens die Achseln zucken und sagen, wie es sich damit verhält!"

„Aber aus welchem Grunde entsprang dieser lange Zwist, der, wie ich von Ihnen höre, und zu schließen vermag, auf dem Punkte ist, ausgeglichen zu werden?"

„O! bei einer Streitigkeit ist der Grund nicht von Bedeutung, sondern das Resultat. Wenn auch nur eine Mücke durch ihren Flug den Tod eines Menschen herbeigeführt hat, so ist der Mensch deßhalb doch todt."

Ich sah, daß er zögerte, mir die Ursache dieses schrecklichen Krieges anzugeben, der schon seit zehn Jahren das Dorf Sullacaro verheerte. Aber man wird leicht begreifen, je zurückhaltender er war, desto mehr drang ich in ihn.

„Dieser Zwist muß übrigens doch einen Grund gehabt haben. Ist letzterer vielleicht ein Geheimniß?"

„O, mein Gott, nein. Die Sache gieng zwischen den Orlandi und Colonna an."

„Bei welcher Gelegenheit?"

„Wohlan! eine Henne flog aus dem Hofe der Orlandi und flüchtete sich in den der Colonna. Die Orlandi verlangten ihre Henne zurück; die Colonna behaupteten, sie gehöre ihnen; die Orlandi bedrohten die Colonna, sie beim Friedensrichter zu belangen und zum Eid zu zwingen. Dann drehte die alte Mutter, welche die Henne in den Händen hatte, derselben den Hals um, und warf sie ihrer Nachbarin mit den Worten in's Gesicht: 'Nun, da sie Dein ist, so friß sie!' Hierauf hob ein Orlandi die Henne vom Boden auf, und wollte die, welche sie seiner Schwester in's Gesicht geworfen, damit schlagen. Aber im Augenblick, als er seine Hand erhob, drückte ein Colonna, dessen Flinte unglücklicher-

weise geladen war, dicht neben ihm eine Kugel ab und erschoß ihn."

„Und wie viel Menschenleben hat diese Streitigkeit gekostet?"

„Neun Personen sind getödtet worden."

„Und das wegen einer elenden Henne im Werthe von zwölf Sous!"

„Allerdings! ich sagte Ihnen aber so eben, daß nicht die Ursache, sondern das Resultat beachtungswerth ist."

„Und weil neun Menschen gefallen sind, soll auch ein zehnter das Opfer werden?"

„Sie sehen ja das Gegentheil, da ich mich zum Vermittler hergegeben habe."

„Ohne Zweifel in Folge der Bitten einer der beiden Familien?"

„O! mein Gott, nein, auf die Bitten meines Bruders, mit dem man im Salon des Großsiegelbewahrers davon gesprochen hat. Ich bitte Sie, was der Teufel kümmern sich die Leute in Paris um Dinge, die in einem armseligen Dorfe Corsica's vorgehen! Der Präfekt wird uns diesen Streich gespielt und behauptet haben, daß ich nur ein Wort zu sagen brauche, damit die Sache, wie ein Vaudeville, mit einer Heirath und einer Tirade an's Publikum ende; dann hat man sich wahrscheinlich an meinen Bruder gewendet, der die Sache zu Herzen nahm, und mir schrieb, er habe sein Wort für mich gegeben. Was blieb mir übrig?" fuhr der junge Mann den Kopf erhebend fort, „man durfte dort drüben nicht sagen, es habe ein Franchi das Wort für seinen Bruder eingesetzt, und dieser sey dem Versprechen nicht nachgekommen."

„Sie haben somit Alles ausgeglichen?"

„Ich fürchte, ja!"

„Und wir werden ohne Zweifel heute Abend eines der Partei-Häupter sehen?"

„In der That; die vergangene Nacht kam ich mit dem andern zusammen.“

„Werden wir mit einem Orlandi oder einem Colonna zusammentreffen?“

„Mit einem Orlandi.“

„Ist der Ort des Stelldicheins weit von hier?“

„In den Ruinen des Schlosses Vicentello d'Istria.“

„Ah! ich erinnere mich!... man hat mir gesagt, diese Ruinen seyen in der Umgegend.“

„Etwa eine Stunde von hier.“

„Also werden wir in ungefähr drei Viertelstunden dort seyn?“

„Jedenfalls.“

„Lucian!“ warf Frau von Franchi ein, „Du bedenkst nicht, daß Du von Dir allein sprichst. Du als Bergbewohner brauchst kaum drei Viertelstunden; aber der Herr wird die Wege nicht gehen können, die Du gehst.“

„Das ist richtig, wir brauchen wenigstens anderthalb Stunden.“

„Es ist daher keine Zeit zu verlieren,“ sagte Frau von Franchi, mit einem Blick auf die Uhr.

„Sie erlauben, Mutter, daß wir Sie verlassen?“ fragte Lucian. Sie reichte ihm die Hand, die der junge Mann mit derselben Ehrfurcht küßte, wie er es bei seinem Eintritt gethan.

„Wenn Sie es übrigens vorziehen,“ wandte sich Lucian an mich, „ruhig Ihr Abendessen vollends zu verzehren, in Ihr Zimmer hinaufzugehen und, eine Cigarre rauchend, sich die Füße zu wärmen....“

„Nein! nein!...“ rief ich aus. „Zum Henker! Sie haben mir einen Banditen versprochen, ich muß ihn sehen.“

„Wohlan! so wollen wir unsere Flinten nehmen und uns auf den Weg machen.“

Ich verbeugte mich achtungsvoll vor Frau von Franchi, und wir folgten Griffo, der uns voranleuchtete.

Wir brauchten keine lange Zurüstungen. Ich schnallte einen Reisegürtel um meine Lenden, von dem auf einer Seite eine Art Jagdmesser herabhieng, während ich auf der andern mein Pulver und Blei trug.

Was Lucian betrifft, so kam dieser mit seiner Patrontasche, einer Doppelflinte von Manton und einer spitzigen Mütze, dem Meisterstücke von Stickerei einer der Penelopen Sullacaro's, aus seinem Zimmer zurück.

„Soll ich Euer Herrlichkeit begleiten?" fragte Griffo.

„Nein, es ist überflüssig," entgegnete Lucian, „nur laß Diamante los, vielleicht spürt er uns einen Fasan auf, und bei solchem Mondschein kann man zielen, wie am hellen Tage."

Einen Augenblick darauf sprang ein großer spanischer Wachtelhund mit freudigem Gebelle um uns her.

Wir entfernten uns zehn Schritte von dem Hause.

„Ah, so!" sagte Lucian wieder zurückgehend, „mache im Dorfe bekannt, daß wenn man einige Flintenschüsse von dem Berge her hört, sie von uns abgefeuert worden seyen."

„Soll geschehen, Excellenza!"

„Ohne diese Vorsicht," fuhr Lucian fort, „hätte man leicht glauben können, die Feindseligkeiten haben wieder begonnen, und wir hätten wahrscheinlich das Echo unserer Flintenschüsse in den Straßen von Sullacaro hallen gehört.

Wir machten noch ein paar Schritte und bogen dann rechts in eine kleine Straße ein, die gerade auf den Berg zu führte.

4.

Obgleich erst Anfangs März, war das Wetter doch prachtvoll, und ohne den angenehmen Wind, der uns erfrischend den scharfen, belebenden Duft des Meeres herwehte, hätte man

sogar behaupten können, es sey heiß. Der Mond gieng klar und hell hinter dem Cagna=Berge auf; es schien, als ströme er strahlende Cascaden auf den ganzen westlichen Abhang herab, der Corsica in zwei Hälften theilt, und, so zu sagen, aus einer Insel zwei verschiedene Länder bildet, die immer im Krieg, oder wenigstens im Hasse miteinander leben. Je weiter wir bergan stiegen, und die Schluchten, durch welche der Taravo seinen Lauf nimmt, in eine Nacht versanken, deren Dunkelheit das Auge vergebens zu durchdringen sucht: um so deutlicher sahen wir das mittelländische Meer, ruhig, einem ungeheuren glänzenden Metall=Spiegel gleichend, sich vor unserem Horizonte ausbreiten. Ein eigenthümliches Geräusch der Nacht, welches bei Tag, von anderem Lärm übertönt, unbeachtet bleibt, oder aber in der That erst mit der Abenddämmerung entsteht, ließ sich vernehmen und wirkte zwar nicht auf Lucian, dem es etwas längst Gewohntes war, dagegen auf mich so wunderbar und staunenerregend ein, daß mein Geist in jener fortwährenden Spannung erhalten wurde, die Allem, was man erblickt, ein höheres Interesse verleiht.

„Nun wollen wir sehen, ob Sie den sichern Tritt eines Bergbewohners haben?“ sagte er zu mir.

„Den Tritt wohl, aber den Blick nicht.“

„Das heißt, es schwindelt Ihnen?“

„Ja, die Tiefe zieht mich gewaltsam an.“

„Dann wollen wir jenen Pfad einschlagen, der Sie zwar nicht an Abgründen vorbeiführt, wohl aber schwieriger zu gehen ist.“

„Oh! den schlimmen Weg fürchte ich nicht; das ist mir gleichgültig.“

„Folgen Sie mir also, hier schneiden wir drei Viertelstunden Weges ab.“

„Ich folge Ihnen.“

Lucian gieng durch ein kleines Steineichen=Wäldchen

voran, und ich hinter ihm her. Diamante lief in einer Entfernung von fünfzig bis sechzig Schritten, links und rechts am Walde hinstreifend, voraus, und kehrte von Zeit zu Zeit, mit dem Schwanze wedelnd, zurück, um uns anzudeuten, daß wir sorglos seinem Instinkte vertrauen und unseres Weges gehen könnten. Man sah, daß Diamante, gleich den Pferden unserer Halb-Fashionables, die Morgens Wechsel-Agenten, Abends Löwen sind und zugleich ein Reit- und ein Wagen-Pferd haben wollen, sowohl zur Jagd des zweibeinigen, als des vierbeinigen Wildes, auf Bandit und Thier, dressirt war.

Um den Anschein zu vermeiden, als ob mir die corsischen Sitten fremd seyen, theilte ich Lucian meine Beobachtung mit.

„Sie irren sich einigermaßen,“ erwiderte er; „allerdings macht Diamante sowohl auf Menschen, als auch auf Thiere Jagd, aber er verfolgt nicht die Banditen, sondern die dreifache Race der Gendarmen, der Voltigeurs und der Freiwilligen.“

„Wie! Diamante ist also der Hund eines Banditen?“ fragte ich.

„Sie haben es getroffen. Diamante gehörte einem Orlandi, dem ich zuweilen Brod, Pulver, Kugeln und verschiedene Dinge, deren ein Bandit bedarf, in's Feld schickte. Er wurde von einem Colonna getödtet, und Tags darauf erhielt ich seinen Hund, der, in mein Haus zu kommen gewohnt, bald sehr anhänglich an mich wurde.“

„Aber ich meine, ich habe von meinem Zimmer, oder vielmehr dem Zimmer Ihres Bruders aus einen andern Hund an der Kette gesehen, als Diamante?

„Ja, das ist Brusco; er besitzt dieselben Vorzüge, wie dieser, nur habe ich ihn von einem Colonna, der durch einen Orlandi fiel: deßhalb nehme ich, wenn ich mit einem Colonna zusammenkomme, Brusco mit, während mich zur Bespre-

chung mit einem Orlandi Diamante begleitet. Wenn man unachtsam genug wäre, sie beide zu gleicher Zeit freizulassen, so würden sie sich auffressen. Die Menschen freilich," fuhr Lucian mit seinem bittern Lächeln fort, „mögen sich versöhnen, mit einander Frieden machen, in einer Hostie das Abendmahl empfangen: die Hunde werden nie aus einer Schüssel fressen."

„Das lass' ich mir gefallen," versetzte ich, meinerseits nun auch lachend; „das sind zwei ächte corsische Hunde; aber es kommt mir vor, als ob sich Diamante, wie alle bescheidenen Wesen, unsern Lobeserhebungen entziehe; seit unser Gespräch von ihm handelt, ist er nicht mehr zu sehen."

„O! das darf Sie nicht in Sorgen versetzen," entgegnete Lucian. „Ich weiß, wo er ist."

„Wo, wenn ich fragen darf?"

„Er ist bei dem Mucchio."

Ich war, auf die Gefahr hin, meinen Begleiter zu langweilen, eben im Begriff, noch eine Frage zu wagen, als sich ein so trauriges, anhaltendes und klägliches Geheul vernehmen ließ, daß mich ein Schauder durchfuhr, und ich stillstehend den jungen Mann beim Arm ergriff.

„Was bedeutet das?" fragte ich ihn.

„Nichts; Diamante heult."

„Und weßhalb heult er?"

„Um seinen Herrn. Glauben Sie, die Hunde seyen Menschen, um ihre Wohlthäter zu vergessen?"

„Ah! ich verstehe," sagte ich.

Diamante fing zum zweiten Mal, noch länger, trauriger und kläglicher, zu heulen an.

„Sie haben mir gesagt, sein Herr sey getödtet worden, und wir nähern uns jetzt dem Orte, wo er fiel."

„Ganz richtig, und Diamante hat uns verlassen, um zu dem Mucchio zu gehen."

„Das Mucchio ist also das Grab?“

„Ja, das heißt, das Monument, welches jeder Vorübergehende dem Ermordeten errichtet, indem er einen Stein und einen Baumzweig auf das Grab legt. Dieß bezweckt, daß das Grab des Opfers, statt, wie die übrigen, im Lauf der Alles nivellirenden Zeit zu verschwinden, als Symbol der Rache, die den Gemordeten überleben und fortwährend in den Herzen seiner Anverwandten mächtigere Wurzel schlagen muß, täglich wächst und größer wird.“

Ein drittes Heulen folgte, aber dießmal so dicht bei uns, daß ich mich, obgleich ich den Grund jetzt recht wohl kannte, eines Schauders nicht erwehren konnte.

Ich sah auch in der That beim Umbiegen des Weges, etwa zwanzig Schritte von uns entfernt, einen Steinhaufen ragen, der eine vier bis fünf Fuß hohe Pyramide bildete. Es war das Mucchio. Vor diesem sonderbaren Monument saß Diamante mit vorgestrecktem Halse und offenem Maul.

Lucian hob einen Stein auf und näherte sich, seine Mütze abnehmend, dem Mucchio.

Ich folgte in Allem seinem Beispiele und that ein Gleiches.

Nächst der Pyramide brach er von einer Steineiche einen Zweig ab, warf zuerst den Stein und dann den Zweig auf das Grabmal, und schlug endlich mit dem Daumen blitzschnell das Zeichen des Kreuzes, eine corsische Gewohnheit, welche man selbst bei Napoleon in gefahrvollen Umständen bemerkte.

Ich ahmte ihm in Allem nach.

Dann setzten wir schweigend und nachdenklich unsern Weg wieder fort. Diamante blieb hinter uns.

Nach zehn Minuten ungefähr hörten wir ein letztes Geheule, und fast in demselben Augenblick jagte Diamante mit hängendem Kopfe und Schwanze an uns vorüber, vielleicht hundert Schritte voraus, und machte wieder den Plänkler.

Wir schritten indeß immer vorwärts, und wie mir Lucian

vorausgesagt hatte, wurde der Pfad immer unwegsamer. Ich hängte meine Flinte über die Schultern, da ich sah, daß ich zum Vorwärtskommen bald beider Hände bedürfen werde. Was meinen Führer betrifft, so gieng dieser mit Leichtigkeit fürbaß und schien die Hindernisse, die uns der Boden entgegensetzte, gar nicht zu bemerken.

Nachdem wir einige Minuten mit Hülfe der Lianen und Wurzeln durch die Felsen hindurchgeklettert waren, langten wir auf einer Art Plattform an, auf der einige Ruinen standen. Dieß waren die Ruinen des Schlosses Viscentello d'Istria, das Ziel unseres Weges. Fünf Minuten später mußten wir einen noch schwierigern und steilern Pfad hinanklettern, als der erste gewesen. Lucian, auf der letzten Terrasse angekommen, reichte mir die Hand und zog mich zu sich hinauf.

„Ei, ei," sagte er, „Sie haben für einen Pariser ihre Sache brav gemacht."

„Das kommt daher, weil der Pariser, dem Sie eben bei dem letzten Schritt behülflich waren, schon einige Excursionen dieser Art hinter sich hat.

„Ja," versetzte Lucian mit Lachen, „haben Sie nicht bei Paris einen Berg, den man den Montmartre heißt?"

„Allerdings, aber außer dem Montmartre, den ich nicht verläugne, habe ich auch noch andere Berge erstiegen, zum Beispiel den Rigi, das Faulhorn, den Gemmi, den Vesuv, den Stromboli und den Aetna."

„O! jetzt werden wohl umgekehrt Sie mich geringschätzen, daß ich nie über den Monto-Rotondo hinausgekommen bin. Jedenfalls sind wir aber jetzt hier. Vor vierhundert Jahren würden meine Vorfahren Ihnen ihre Thore geöffnet und Sie mit den Worten empfangen haben: 'Seyen Sie willkommen in unserem Schlosse.' Heute kann deren Abkömmling Ihnen nur jene Reste zeigen und sagen: „Seyen Sie willkommen in unsern Ruinen."

„Hat denn dieses Schloß seit dem Tode Vicentello's von Istria Ihrer Familie angehört?" fragte ich, das Gespräch fortsetzend.

„Nein, aber vor seiner Geburt; es war die Wohnung unserer Ahnmutter der berühmten Savilia, der Wittwe des Lucian von Franchi."

„Erzählt Philippini nicht eine schreckliche Geschichte von dieser Frau?"

„Ja. Wenn es Tag wäre, könnten Sie von hier aus noch die Ruinen des Schlosses Valle sehen. Dort wohnte der Lehensherr Giudice, eben so verhaßt, als sie beliebt, eben so häßlich, als sie schön war. Er verliebte sich in sie, und da sie sich nicht bereit zeigte, seiner Liebe und seinen Wünschen nachzugeben, ließ er ihr ankündigen, daß, wofern sie sich nicht entschließe, ihn im Laufe einer bestimmten Zeit als Gatten anzunehmen, er sie schon mit Gewalt dazu zwingen würde. Savilia stellte sich, als ob sie nachgebe, und lud Giudice zum Mittagsmahle bei sich ein. Giudice leistete, freudetrunken und vergessend, daß er nur durch Drohungen zu diesem schmeichelhaften Resultate gelangt war, in Begleitung weniger Diener der Einladung Folge. Hinter ihnen verschloß sich das Thor und fünf Minuten darauf ward Giudice als Gefangener in einen Kerker gebracht...."

Ich folgte dem mir angewiesenen Weg und gelangte in eine Art viereckigen Hof. Durch die vom Alter ausgehöhlten Lücken warf der Mond auf den trümmerbedeckten Boden lange Lichtstreifen. Sonst war die Umgebung umschattet von den noch stehenden Mauern.

Lucian zog seine Uhr heraus.

„Ah!" sagte er, „wir sind zwanzig Minuten zu früh auf dem Platze: wir wollen uns setzen, Sie müssen müde seyn."

Wir setzten uns, oder vielmehr wir lagerten uns auf einen Rasenrand, dem sich eine große Bresche gegenüber befand.

„Das ist aber, so viel mir scheint, nicht die ganze Geschichte?“ versetzte ich.

„Nein,“ fuhr Lucian fort, „denn jeden Morgen und jeden Abend stieg Silvia in das an Giudice's Kerker stoßende Gemach hinab, entkleidete sich dort, nur durch ein Gitter von ihm getrennt, und zeigte sich dem Gefangenen nackt: 'Giudice,' sagte sie zu ihm, 'wie konnte ein so häßlicher Mensch, gleich Dir, jemals glauben, daß er dieß Alles besitzen würde?' Diese Marter dauerte, sich täglich zwei Mal erneuend, drei Monate lang. Aber nach Verlauf dieser Zeit gelang es dem Giudice mit Hülfe einer Zofe, die er bestochen hatte, zu entfliehen. Dann kam er mit all' seinen Vasallen, die denen Savilia's an Zahl weit überlegen waren, zurück, erstürmte das Schloß und gab die nun ihrerseits gefangene Savilia nackt, in einem großen eisernen Käfige, auf einer Kreuzstraße in dem Walde, den man Bocca di Cilaccia heißt, der Entehrung preiß, indem er selbst den Vorübergehenden, welche ihre Schönheit reizte, den Schlüssel zu dem Käfig anbot: am dritten Tage dieser gräßlichen Rache starb Savilia.“

„Nun, ich muß gestehen, Ihre Vorfahren verstanden es, sich zu rächen; und die Nachkommen sind, wenn sie sich nur einfach mit einer Kugel oder einem Dolchstich tödten, einigermaßen entartet.“

„Nicht davon zu reden, daß sie sich bald gar nicht mehr tödten werden. Dieß ist aber wenigstens in unserer Familie nicht der Fall gewesen. Die beiden Söhne Savilia's, die unter der Aufsicht ihres Oheims in Ajaccio waren, wurden als ächte Corsen erzogen und setzten den Krieg gegen die Söhne des Giudice fort. Dieser Krieg dauerte vier Jahrhunderte hindurch und endigte erst, wie Sie auf den beiden Büchsen meines Vaters und meiner Mutter sehen konnten, am 21. September 1819, Morgens eilf Uhr.“

„In der That, ich erinnere mich dieser Aufschrift, um deren Bedeutung ich nicht Zeit hatte, Sie zu befragen, da wir in demselben Augenblick, wo ich sie las, zum Essen hinunter giengen.“

„Sie sollen dieselbe erfahren: von der Familie der Giudice lebten im Jahre 1819 nur noch zwei Brüder; von den Franchi war nur noch mein Vater übrig, der seine Base geheirathet hatte. Drei Monate nach seiner Vermählung beschlossen die Giudice, auf einmal mit uns fertig zu werden. Der eine der Brüder legte sich auf dem Wege von Olmeto in den Hinterhalt, um meinen Vater zu erwarten, der von Sartena herkam, während der andere, die Abwesenheit desselben benützend, unser Haus erstürmen sollte. Die Sache wurde, diesem Plane gemäß, ausgeführt, wendete sich aber ganz anders, als die Angreifenden erwartet hatten. Mein Vater, seinerseits in Kenntniß gesetzt, war auf seiner Hut; meine Mutter, die es voraus erfahren hatte, versammelte ihre Hirten, so daß im Augenblick dieses doppelten Angriffes Jedes zur Vertheidigung gerüstet war; mein Vater auf dem Berge, meine Mutter in meinem Zimmer: kurz, nach einem Kampfe von fünf Minuten fielen beide Brüder Giudice, der eine von meinem Vater, der andere von meiner Mutter getroffen. Als mein Vater seinen Feind sinken sah, zog er seine Uhr heraus: der Zeiger stand auf eilf! Als der Gegner meiner Mutter fiel, wendete sie sich nach der Wanduhr: der Zeiger stand auf eilf! Alles war in einer und derselben Minute beendigt; es existirte kein Giudice mehr; das Geschlecht war ausgerottet. Die siegreiche Familie Franchi war von nun an ruhig, und da sie ihre Aufgabe während dieses vierhundertjährigen Krieges würdig gelöst hatte, mischte sie sich in Nichts mehr: aber mein Vater ließ das Datum und die Stunde dieses sonderbaren Ereignisses in die Kolben der beiden Büchsen eingraben, womit die Schüsse geschahen, und

hieng sie rechts und links an dieselbe Stelle neben der Uhr auf, wie Sie sie gesehen haben. Sieben Monate darauf gebar meine Mutter Zwillinge, wovon einer Ihr gehorsamer Diener, der Corse Lucian, und der andere der Philanthrop Ludwig ist.“

In diesem Augenblick sah ich auf einer der vom Monde beleuchteten Stelle des Bodens sich den Schatten eines Menschen und eines Hundes abbilden.

Es waren die Schatten des Banditen Orlandi und unseres Freundes Diamante.

Zu gleicher Zeit vernahmen wir den Schall der Glocke von Sullacaro, die langsam neun Uhr schlug.

Meister Orlandi war, wie es schien, der Meinung Ludwigs XV., welcher den Grundsatz aussprach: Pünktlichkeit sey die Höflichkeit der Könige.

Man konnte unmöglich pünktlicher seyn, als dieser Berg-König, welchem Lucian auf schlag neun Uhr ein Stelldichein gegeben hatte.

Als wir seiner gewahr wurden, standen wir Beide auf.

5.

„Ihr seyd nicht allein, Herr Lucian?“ sagte der Bandit.

„Beunruhigt Euch deßhalb nicht, Orlandi, der Herr ist ein Freund von mir, der von Euch sprechen hörte, und Euch gerne einen Besuch machen möchte. Ich dachte, Ihr würdet nichts dagegen haben, wenn ich ihm dieses Vergnügen gewähre.“

„Der Herr ist willkommen,“ entgegnete der Bandit, sich verneigend, und trat dann einige Schritte näher auf uns zu.

Ich erwiderte seinen Gruß mit der gewissenhaftesten Höflichkeit.

„Sie müssen sich schon seit einer Weile hier eingefunden haben?“ fuhr Orlandi fort.

„Ja, seit zwanzig Minuten.“

„So schien es mir; ich hörte Diamante's Stimme, der beim Mucchio heulte, und schon vor einer Viertelstunde hat er sich zu mir gesellt. Es ist ein gutes und treues Thier, nicht wahr, Herr Lucian?"

„Ja, das sind die rechten Worte, Orlandi, gut und treu," antwortete Lucian, Diamante liebkosend.

„Da Ihr aber wußtet, daß Herr Lucian da ist, warum seyd Ihr nicht früher gekommen?"

„Weil wir uns erst auf neun Uhr Rendezvous gegeben hatten," entgegnete der Bandit, „und es eben so unpünktlich ist, eine Viertelstunde zu früh, als eine zu spät zu kommen."

„Macht Ihr mir damit einen Vorwurf, Orlandi?" fragte Lucian lächelnd.

„Nein, mein Herr, Ihr konntet Gründe dazu haben; außerdem seyd Ihr in Gesellschaft, und wahrscheinlich deßhalb von Eurer Gewohnheit abgewichen; denn auch Ihr seyd pünktlich, Herr Lucian, das weiß ich besser als irgend Jemand; Ihr habt Euch, Gott lohn' es Euch, meinetwegen schon oft genug aus der Ruhe stören lassen."

„Es ist nicht der Mühe werth, daß Ihr Euch dafür bedankt, Orlandi, denn es geschieht heute wahrscheinlich zum letzten Mal."

„Haben wir nicht einige Worte in dieser Beziehung mit einander zu wechseln, Herr Lucian?" fragte der Bandit.

„Ja, und wenn Ihr mir folgen wollt ..."

„Zu Euren Befehlen."

Nun wendete sich Lucian gegen mich:

„Nicht wahr, Sie entschuldigen mich?" sagte er zu mir.

„Was fällt Ihnen ein? lassen Sie sich nicht stören!"

Beide entfernten sich, stiegen auf den Mauerbruch hinauf, durch welchen Orlandi zu uns eingetreten war, und standen dort im hellen Mondenschein, der die Umrisse ihrer

düstern Gestalten in einer Silberfluth zu baden schien, deutlich vor mir.

Jetzt erst konnte ich Orlandi aufmerksam betrachten.

Es war ein hochgewachsener Mann mit langem Bart, genau so angezogen, wie der junge Franchi, nur mit dem Unterschied, daß seine Kleider die Spuren einer häufigen Berührung mit den Muskatbäumen, unter denen ihr Eigenthümer lebte, der Gefahren, denen er oft entrinnen mußte, und des Erdbodens, auf welchem er alle Nacht schlief, an sich trugen.

Ich konnte ihr Gespräch nicht verstehen, erstens, weil sie zwanzig Schritte von mir entfernt waren, und zweitens, weil sie den corsischen Dialekt redeten. Aber leicht merkte ich an Ihren Gebärden, daß der Bandit eine Menge Beweisgründe, die der junge Mann mit einer Ruhe vortrug, welche seiner Unparteilichkeit in dieser Sache zur Ehre gereichte, mit Eifer widerlegte. Endlich wurden Orlandi's Bewegungen ruhiger und gemessener; selbst seine Worte schienen gedehnter; auf eine letzte Bemerkung senkte er den Kopf und reichte zuletzt nach einer Weile dem jungen Mann die Hand.

Die Konferenz war, allem Anschein nach, beendigt, denn beide kehrten zu mir zurück.

„Mein werther Gast," redete der junge Mann mich an, „Orlandi wünscht Ihnen die Hand zu drücken, um sich bei Ihnen zu bedanken."

„Und wofür denn?" fragte ich.

„Weil Sie die Gefälligkeit haben werden, Pathenstelle bei ihm zu vertreten. Ich habe für Sie das Versprechen gegeben."

„Wenn Sie das Versprechen für mich gegeben haben, dann versteht es sich, daß ich einwillige, ohne nur zu wissen, wovon die Rede ist."

Ich reichte dem Banditen die Hand, der mir die Ehre, erwies, sie mit den Fingerspitzen zu berühren.

„Somit,“ fuhr Lucian fort, „können Sie nun meinem Bruder sagen, daß Alles seinen Wünschen gemäß ausgeglichen sey, und Sie sogar den Vertrag unterzeichnet haben.“

„Es gibt also eine Hochzeit?“

„Nein, noch nicht; vielleicht kommt es aber später auch so weit.“

Ein verächtliches Lächeln glitt über die Lippen des Banditen hin.

„Frieden, weil Ihr ihn durchaus haben wollt, Herr Lucian, aber keine Verbindung!“ sagte er; „davon steht Nichts im Vertrag.“

„Nein,“ entgegnete Lucian, „aber die Zukunft wird es wahrscheinlich mit sich bringen. Sprechen wir übrigens von etwas Anderem. Haben Sie nichts gehört, während ich mit Orlandi sprach?“

„Von dem, was Sie sagen?“

„Nein, was ein Fasan hier in der Gegend sagte.“

„Es schien mir in der That, als ob ich einen gehört hätte; allein ich glaubte mich zu täuschen.“

„Ihr habt Euch nicht getäuscht: es sitzt ein Hahn auf dem großen Kastanienbaum, der, wie Ihr wißt, Herr Lucian, etwa hundert Schritte von hier entfernt ist. Ich habe ihn vorhin im Vorbeigehen gehört.“

„Wohlan! den müssen wir morgen essen!“ rief Lucian heiter aus.

„Er läge schon unten,“ sagte Orlandi, „wenn ich nicht gefürchtet hätte, man meine im Dorfe, es werde auf etwas Anderes geschossen, als auf einen Fasan.“

„Ich habe vorgebeugt,“ sagte Lucian. „Wohlan,“ fuhr er gegen mich gewendet fort, während er seine Flinte, die er

eben geladen hatte, wieder auf die Schultern warf, „Ihnen gebührt die Ehre.“

„Nein, ich bin meines Schusses nicht so gewiß, wie Sie; es liegt mir aber sehr viel daran, einen Theil Ihres Fasans zu speisen, also schießen Sie nur selbst.“

„Das ist richtig; Sie sind nicht so daran gewöhnt, bei Nacht zu jagen wie wir, Sie würde bestimmt zu tief zielen; außer dem können Sie, wenn Sie morgen Nichts zu thun haben, Ihre Revanche nehmen.“

Wir verließen die Ruinen auf der entgegengesetzten Seite, nicht auf der wo wir eingetreten waren; Lucian gieng voraus; im Augenblick, als wir in das Gehölz kamen, ließ der Fasan, sich selbst verrathend, sich wieder hören.

Er war etwa achtzig Schritte von uns entfernt, fast in den Zweig eines Kastanienbaums versteckt, den dichte Muskatstauden rings umgaben.

„Wie wollen Sie ungehört in seine Nähe kommen?“ fragte ich Lucian. „Das scheint mir eben keine Kleinigkeit.“

„Gewiß nicht,“ erwiderte er mir; „wenn ich ihn nur sehen könnte, dann würde ich von hier aus zielen.“

„Wie, von hier aus! Haben Sie eine Flinte, womit man die Fasanen auf achtzig Schritte treffen kann?“

„Mit Schrot freilich nicht, aber mit der Kugel wohl.“

„Ah! mit der Kugel, das ist etwas Anderes; Sie haben wohl daran gethan, den Schuß selbst zu übernehmen.“

„Wollt Ihr den Fasan sehen?“ fragte Orlandi.

„Ja,“ sagte Lucian, „ich gestehe, daß mir das Vergnügen machen würde.“

„Dann warte!“

Damit fieng Orlandi an, das Glucksen der Fasanenhenne nachzuahmen. Zu gleicher Zeit sahen wir, ohne den Fasan zu gewahren, das Laubwerk des Kastanienbaums sich bewegen; der Fasan flatterte von Zweig zu Zweig und er-

widerte die Lockung Orlandi's. Endlich wurde er auf dem Gipfel des Baumes vollkommen sichtbar, indem er sich deutlich in dem matten Weiß des Himmels abzeichnete.

Orlandi schwieg und der Fasan rührte sich nicht.

In demselben Augenblick nahm Lucian seine Flinte von der Schulter, zielte einen Augenblick und drückte los.

Der Fasan fiel senkrecht, wie ein Stein, herab.

„Such'!" rief Lucian Diamante zu, „der sich in das Gehölz stürzte und fünf Minuten darauf mit dem Fasan im Maule zurückkam. Die Kugel war ihm durch den Leib gegangen."

„Das ist ein schöner Schuß," sagte ich, „der meinen ganzen Beifall verdient, besonders da Sie eine Doppelflinte haben."

„O!" entgegnete Lucian, „mein Verdienst ist nicht so groß, als Sie glauben, einer der Läufe ist gezogen und jagt die Kugel so weit hinaus, als eine Büchse."

„Das macht nichts; selbst mit einer Büchse wäre es ein ausgezeichneter Schuß."

„Bah!" versetzte Orlandi, „mit einer Büchse trifft Herr Lucian ein Fünffrankenstück auf dreihundert Schritte."

„Schießen Sie mit Pistolen eben so gut, als mit der Flinte?"

„Auf ungefähr fünfundzwanzig Schritte würde ich unter zwölf Kugeln an einer Messerspitze immer sechse treffen."

Ich zog meinen Hut vor Lucian ab und machte ihm ein Compliment.

„Ist Ihr Bruder auch so gewandt, wie Sie?" fragte ich.

„Mein Bruder!„ erwiderte er, „der arme Ludwig! Er hat nie weder eine Flinte noch ein Pistol berührt. Auch fürchte ich immer, er möchte sich in Paris etwas Schlimmes zuziehen. Denn bei seiner Tapferkeit, und um die Ehre seines Vaterlandes zu retten, ließe er sich tödten."

Mit diesen Worten steckte Lucian den Fasan in seine lange Sammtjacke.

„Nun, mein lieber Orlandi,“ fuhr er dann fort, „auf morgen also! Ich kenne Eure Pünktlichkeit; nicht wahr, um zehn Uhr werdet Ihr, Eure Freunde und Eure Verwandten am Ende der Straße seyn? Colonna wird sich seinerseits zur selben Stunde auf der entgegengesetzten Seite der Straße, nach dem Berge hin, mit seinen Verwandten und Freunden einfinden. Wir Andern erwarten Euch auf den Kirchenstufen.“

„Es bleibt dabei, Herr Lucian; ich danke für Eure Bemühung. Und Euch, mein Herr,“ sprach er, gegen mich gewendet und sich verabschiedend, „danke ich für die Ehre.“

Hiemit trennten wir uns; Orlandi kehrte in den Muskat-Wald zurück, und wir traten den Heimweg in's Dorf an.

Was Diamante betrifft, so blieb dieser einen Augenblick unentschlossen und blickte bald rechts nach Orlandini, bald links nach uns. Endlich nach fünf Minuten des Zögerns erwies er uns die Ehre des Vorzugs.

Ich gestehe, daß ich bei Uebersteigung der doppelten Felsen-Mauer, von welcher ich gesprochen habe, wegen der Rückkehr nicht ohne Sorgen war, da das Hinabsteigen bekanntlich in der Regel weit schwerer ist, als das Hinaufklettern. Ich sah daher mit Vergnügen, daß Lucian, der wahrscheinlich meine Gedanken errieth, einen andern Pfad einschlug, als den frühern.

Dieser Weg gewährte mir noch den weitern Vortheil, daß wir uns miteinander unterhalten konnten, was bei dem steilen, gefährlichen Hinaufsteigen nicht möglich gewesen. Da nun der Abhang sanft und der Weg gut war, so hatte ich noch keine fünfzig Schritte gemacht, als ich mein gewöhnliches Fragen wieder anfieng.

„Jetzt ist also Friede geschlossen?“ fragte ich.

„Ja, so viel Sie aber sehen konnten, brachte ich es

nicht ohne Mühe so weit. Nun habe ich Orlandi endlich begreiflich gemacht, daß die Colonna die Hand zuerst dazu gereicht. Erstlich sind von ihnen fünf Mann gefallen, während die Orlandi nur viere verloren haben. Zweitens haben die Colonna schon gestern in die Versöhnung eingewilligt, während sich die Orlandi erst heute dazu verstanden. Endlich haben sich die Colonna überdieß anheischig gemacht, den Orlandi öffentlich ein lebendiges Huhn zurückzugeben, ein Zugeständniß, worin der Beweis liegt, daß sie ihr Unrecht anerkennen. Diese letzte Betrachtung hat ihn bestimmt."

„Morgen wird also diese rührende Versöhnung Statt finden?"

„Morgen um zehn Uhr. Sie sehen, daß sie eben nicht ganz unglücklich sind. Sie hofften eine Vendetta zu sehen? Bah!" fuhr der junge Mann mit einem bittern Lächeln fort, „was liegt an einer Vendetta! Seit vier Jahrhunderten hört man in Corsica von nichts Anderem sprechen. Sie werden einer Versöhnung beiwohnen, das ist etwas weit Selteneres, als eine Vendetta!"

Ich mußte lachen.

„Sehen Sie," sagte er, „daß Sie uns auslachen! und Sie haben recht; wir sind in der That komische Leute."

„Nein," entgegnete ich, „ich lache über den seltsamen Umstand, daß Sie wüthend über sich selbst sind, mit Ihrer Vermittlung reussirt zu haben."

„Nicht wahr? Ach! wenn Sie mich hätten verstehen können, würden Sie meine Beredtsamkeit bewundern. Aber beruhigen Sie sich, kommen Sie in zehn Jahren wieder, dann spricht Alles hier Französisch."

„Sie sind ein vortrefflicher Advokat."

„Nein, verstehen Sie mich recht, ich bin Vermittler. Was Teufels blieb mir übrig! die Pflicht des Vermittlers ist die Versöhnung. Wenn man mich zum Vermittler zwi-

schen unserem Herr Gott und dem Teufel wählte, so würde ich mich bemühen, beide zu versöhnen, obgleich ich im Grunde meines Herzens überzeugt wäre, daß es eine Dummheit wäre.“

„Da ich bemerkte, daß diese Art der Unterhaltung meinen Reisegefährten nur mißmuthiger stimmte, so ließ ich das Gespräch fallen, und weil er es seinerseits nicht wieder aufzunehmen suchte, langten wir, ohne ein Wort weiter mit einander gewechselt zu haben, zu Hause an.

6.

Griffo wartete. Ehe sein Herr ein Wort an ihn gerichtet, hatte er die Taschen von dessen Jacke durchsucht und den Fasan herausgezogen. Er hatte den Schuß gehört und erkannt.

Frau von Franchi hatte sich noch nicht zur Ruhe begeben, sondern nur in ihr Zimmer zurückgezogen und Griffo den Befehl ertheilt, er solle ihren Sohn vor Schlafengehen noch zu ihr schicken.

Der junge Mann fragte mich, ob ich Nichts zu wünschen habe, und erbat sich auf meine verneinende Antwort die Erlaubniß, ihrem Befehle nachkommen zu dürfen.

Ich ließ ihm vollkommene Freiheit und gieng in mein Zimmer hinauf.

Ich sah mich mit einem gewissen Stolze darin um. Meine Schlüsse aus den Analogien hatten mich nicht getäuscht, und ich bildete mir Etwas darauf ein, Ludwig's Charakter errathen zu haben; in Lucian hatte ich mich eben so wenig geirrt. Ich zog mich daher langsam aus und legte mich, nachdem ich mir Viktor Hugo's Orientalen aus der Bibliothek des künftigen Advokaten herausgenommen hatte, voll Selbstzufriedenheit zu Bette.

Ich hatte zum hundertsten Male die Feuer des Himmels gelesen, als ich Tritte vernahm, welche die Treppe heraufkamen und leise vor meiner Thüre stille standen; ich vermuthete, daß es mein Wirth seyn werde, der in der

Absicht, mir eine gute Nacht zu wünschen, komme, aber wahrscheinlich befürchtend, ich sey schon eingeschlafen, meine Thüre aufzumachen zögere.

„Herein!" rief ich, mein Buch auf den Nachttisch legend.

Die Thüre öffnete sich in der That, und Lucian erschien.

„Verzeihen Sie," sagte er zu mir, „bei ruhigem Nachdenken mußte ich mir selbst vorwerfen, daß ich heute Abend sehr mürrisch war, weßhalb ich mich nicht niederlegen wollte, ohne mich bei Ihnen entschuldigt zu haben; ich komme nun, höflichst abzubitten, und mich, da Sie dem Anscheine nach noch mancherlei Fragen an mich zu richten haben, zu Ihrer Verfügung zu stellen."

„Ich danke Ihnen hundert Mal: durch Ihre Gefälligkeit bin ich im Gegentheil fast über Alles unterrichtet, was ich zu erfahren wünschte, nur über eine Sache blieb ich im Unklaren, aber ich habe mir fest vorgenommen, Sie nicht darüber zu befragen."

„Warum?"

„Weil es wirklich zu unbescheiden wäre. Allein ich bitte Sie, dringen Sie nicht in mich, sonst könnte ich mich doch verleiten lassen."

„Wohlan! geniren Sie sich nicht; die unbefriedigte Neugierde ist eine schlimme Sache; sie macht natürlich Vermuthungen rege; und unter drei Vermuthungen sind gewöhnlich wenigstens zwei nachtheiliger für den Betreffenden als die Wahrheit selbst."

„Beruhigen Sie sich über diesen Punkt: meine beleidigendsten Vermuthungen in Betreff Ihrer bringen mich darauf, Sie für einen Zauberer zu halten."

Der junge Mann fing zu lachen an.

„Der Teufel!" erwiderte er, „Sie machen mich so neugierig als Sie selbst sind; reden Sie doch, ich bitte Sie!"

„Wohlan denn! ich wurde von Ihnen über Alles auf-

geklärt, was mir dunkel war, — einen einzigen Punkt ausgenommen: Sie haben mir jene schönen historischen Waffen gezeigt, die ich mit Ihrer Erlaubniß vor meiner Abreise noch einmal betrachten werde.“

„Das wäer Numero eins.“

„Sie haben mir erklärt, was die doppelte gleichlautende Inschrift auf den Kolben der beiden Büchsen bedeutet.“

„Numero zwei.“

„Sie haben mir auseinandergesetzt, warum Sie in Folge der Naturerscheinung bei Ihrer Geburt, obgleich Sie dreihundert Stunden von Ihrem Bruder entfernt sind, doch dieselben Gefühle mit ihm empfinden, wie er wahrscheinlich seinerseits auch.“

„Numero drei.“

„Aber als Frau von Franchi Sie aus Veranlassung des traurigen Gefühles, welches sich Ihrer bemächtigte und Sie zur Vermuthung bringt, es müsse Ihrem Bruder etwas Unangenehmes begegnet seyn, fragte, ob Sie gewiß wüßten, daß er nicht gestorben sey, antworteten Sie: ‘Nein, wenn er gestorben wäre, hätte ich ihn gesehen.’“

„Ganz richtig, das habe ich geantwortet.“

„Wohlan! wenn ein profanes Ohr die Erklärung dieser Worte vernehmen darf, so erklären Sie mir, ich bitte, dieselben!“

Das Gesicht des jungen Mannes hatte, während ich sprach, einen so ernsten Ausdruck angenommen, daß ich die letzten Worte nur zögernd hervorbrachte.

Es trat, nachdem ich zu sprechen aufgehört hatte, ein Augenblick des Schweigens unter uns ein.

„Sehen Sie,“ fuhr ich fort, „ich dachte mir gleich, daß es unbescheiden sey; nehmen wir also an, ich hätte Nichts gesagt!“

„Nein,“ erwiderte er, „nur sind Sie ein Mann von Welt,

und deßhalb mehr oder weniger ungläubig. Ich fürchte, Sie halten für Aberglauben, was eine alte Familien-Sage ist, die schon seit vier Jahrhunderten unter uns existirt."

„Hören Sie," entgegnete ich ihm, „ich schwöre Ihnen Eines, daß nämlich Niemand in Betreff von Legenden und Traditionen gläubiger ist, als ich; es gibt sogar Dinge, denen ich einen ganz besondern Glauben schenke: das sind die unmöglichen."

„Also glauben Sie an Erscheinungen?"

„Soll ich Ihnen erzählen, was mir selbst begegnet ist?"

„Ja, das wird mich aufmuntern."

„Mein Vater starb im Jahr 1807, ich war somit noch nicht ganz vierthalb Jahre alt; da der Arzt den nahen Tod des Kranken vorausgesagt, hatte man mich zu einer alten Base gebracht, die ein Haus zwischen einem Hof und einem Garten bewohnte. Sie hatte mir gegenüber von den ihrigen ein Bett aufgeschlagen, mich zur gewöhnlichen Zeit zur Ruhe gebracht, und trotz des Unglückes, welches mich bedrohte, von dem ich übrigens keinen Begriff hatte, schlief ich ein. Mit einem Male thut man drei heftige Schläge an die Thüre unsers Zimmers, ich wache auf, steige aus dem Bett und gehe auf die Thüre zu."

„Wo willst Du hin?" fragte mich meine Base, die gleich mir von den drei Schlägen geweckt, sich eines gewissen Schreckens nicht bemeistern konnte, da sie wohl wußte, daß das Thor nach der Straße verschlossen war, und Niemand an unsere Zimmerthüre klopfen konnte.

„Ich will dem Papa aufmachen, der Abschied von mir nimmt," antwortete ich.

„Jetzt sprang sie aus dem Bette und legte mich mit Gewalt wieder nieder, denn ich weinte bitterlich und schrie immer:

Der Papa steht vor der Thüre und ich will den Papa sehen, ehe er auf immer scheidet!"

„Und hat sich seither jene Erscheinung wieder gezeigt?" fragte Lucian.

„Nein, obgleich ich sie oft herbeigerufen habe; vielleicht bewilligt aber der liebe Gott nur der Reinheit des Kindes Vorrechte, die er dem sündhaften Manne verweigert."

„Nun," entgegnete Lucian lächelnd, „in unserer Familie sind wir glücklicher, als Sie."

„Ihre gestorbenen Verwandten erscheinen Ihnen?"

„So oft ein großes Ereigniß in Erfüllung geht oder gegangen ist."

„Und welchem Grunde schreiben Sie dieses Ihrer Familie bewilligte Vorrecht zu?"

„Hören Sie, folgende Sage lebt unter uns fort. Ich habe Ihnen erzählt, daß Silvia, als sie starb, zwei Söhne hinterließ."

„Ja, ich erinnere mich."

„Diese beiden Söhne wuchsen heran und liebten sich mit aller Zärtlichkeit, die sie auch gegen ihre andern Verwandten gehegt haben würden, wenn sie welche gehabt hätten. Sie schwuren sich daher, daß sie nichts trennen sollte, selbst der Tod nicht; und kraft eines gewissen mächtigen Zaubers schrieben sie Beide gegenseitig mit ihrem Blut den Eid auf ein Stückchen Pergament nieder, welches sie mit einander austauschten, des Inhalts, daß der erste, der stürbe, dem Andern im Augenblicke seines Hinscheidens und dann in den wichtigsten Momenten seines Lebens erscheinen solle. Drei Monate darauf wurde der eine der Brüder in einem Hinterhalte getödtet, während der andere gerade einen für jenen bestimmten Brief versiegelte. Als er aber seinen Ring auf das noch brennende Wachs drücken wollte, hörte er einen Seufzer hinter sich, und wie er sich umkehrte, sah er seinen Bruder

neben ihm stehen, der die Hand auf seine Schulter gelegt hatte obwohl er die Hand nicht fühlte. Dann reichte er ihm, gleichsam maschinenmäßig, den an ihn gerichteten Brief; dieser nahm ihn und verschwand."

„Am Vorabend seines Todes erschien er ihm wieder."

„Ohne Zweifel hatten die Brüder für sich und ihre Nachkommen diesen Bund geschlossen, denn seit damals haben sich diese Erscheinungen nicht nur im Augenblicke des Todes der Verscheidenden, sondern auch am Vorabend aller bedeutenden Ereignisse erneut."

„Haben Sie schon eine Erscheinung gehabt?"

„Nein; da aber meinem Vater in der Nacht vor seinem Tode von seinem Vater verkündet wurde, daß er sterben werde, so vermuthe ich, daß ich und mein Bruder des gleichen Vorrechtes unserer Vorfahren theilhaftig seyn werden, da wir diese Gunst durch Nichts verwirkt haben."

„Und dieses Vorrecht ist blos den männlichen Gliedern der Familie bewilligt?"

„Ja."

„Das ist sonderbar."

„Allerdings."

Ich betrachtete diesen jungen Mann, der mir kalt, ernst und ruhig eine für unmöglich gehaltene Sache sagte, und wiederholte mit Hamlet:

„Their are more things in heav'n and earth, Horatio,
Than are dreamt of in, your philosophy!"

(Es gibt viele Dinge auf der Welt, von denen sich unsere Philosophie nichts träumen läßt.)

In Paris hätte ich ihn für einen Betrüger gehalten; aber mitten in Corsica, in einem kleinen unbekannten Dorfe mußte ich ihn als einen Narren, der sich einfältigerweise täuscht, oder als ein vor seinen Nebenmenschen bevorzugtes, glücklicheres oder unglücklicheres Wesen ansehen.

„Und nun," sagte er nach langem Stillschweigen, „wissen Sie Alles, was Sie zu wissen wünschten."

„Ja, ich danke Ihnen," erwiderte ich, „Ihr Vertrauen zu mir schmeichelt mir sehr, und ich verspreche Ihnen das Geheimniß zu ehren."

„O, mein Gott," versetzte er lächelnd, „da ist von keinem Geheimniß die Rede; der erste beste Bauer im Dorfe hätte Ihnen diese Geschichte so gut erzählen können, als ich; nur hoffe ich, daß sich mein Bruder in Paris dieses Vorrechtes nicht rühmen wird, denn er würde wahrscheinlich nichts Anderes damit bezwecken, als daß ihm die Männer in's Gesicht lachten und die Damen in Krämpfe fielen."

Mit diesen Worten erhob er sich, wünschte mir gute Nacht und zog sich in sein Zimmer zurück.

Obgleich ich ermüdet war, konnte ich doch nicht gleich einschlafen; und als es endlich geschah, war mein Schlummer sehr unruhig. Ich sah alle Personen, mit welchen ich im Laufe dieses Tages in Berührung gekommen, sich in buntem, wirrem Treiben in meinem Traume bewegen. Erst gegen Tag schlief ich fest ein und erwachte mit dem Schall der Glocke, die an mein Ohr zu schlagen schien.

Ich zog meine Klingel, denn mein bequemer Vorgänger hatte den Luxus so weit ausgedehnt, daß er dicht neben sich eine Klingelschnur hatte anbringen lassen, die einzige ohne Zweifel, die sich im Dorfe befand.

Alsbald erschien Griffo, mit warmem Wasser in der Hand. Ich sah, daß Herr Ludwig von Franchi diesen Kammerdiener ziemlich gut erzogen hatte.

Lucian hatte schon zwei Mal gefragt, ob ich wach sey, und erklärt, daß er, wenn ich mich um halb zehn Uhr noch nicht rühre, in mein Zimmer treten würde.

Es war fünf Minuten über neun Uhr; nicht lange darauf erschien er. Dies Mal war er wie ein Franzose, und

zwar wie ein eleganter Franzose gekleidet. Er hatte einen schwarzen Ueberrock, eine neumodische Weste und weiße Beinkleider an, denn Anfangs März trägt man in Corsica schon weiße Pantalons.

Er sah, daß ich ihn mit einigem Erstaunen anblickte.

„Sie bewundern meinen Anzug," sagte er; „das ist ein neuer Beweis, daß ich mich civilisire."

„Ja, meiner Treu," entgegnete ich, „ich muß Ihnen gestehen, daß ich es für unmöglich hielt, einen so geschickten Schneider in Ajaccio zu finden."

„Getroffen! Mein Anzug geht ganz und gar aus den Händen Humann's hervor, mein lieber Gast! Da mein Bruder und ich durchaus dieselbe Gestalt haben, so hat er sich den Spaß gemacht, mir eine vollständige Garderobe zu schicken, von welcher ich, wie Sie sich wohl denken können, nur bei wichtigen Veranlassungen Gebrauch mache: zum Beispiel, wenn der Herr Präfekt durch unser Dorf kommt, der Herr General-Commandant des sechsundachtzigsten Departements seine Runde macht, oder ich einen Gast empfange, wie Sie, und sich dieses Glück sogleich mit einem so feierlichen Ereigniß vereint, als das, welches heute in Vollziehung gehen wird."

Es lag eine fortwährende, von einem überlegenen Geist gehandhabte Ironie in diesem jungen Manne, die, obgleich sie etwas Peinliches für denjenigen hatte, mit welchem er sprach, doch die Gränzen der äußersten Schicklichkeit nie überschritt.

Ich begnügte mich, zum Zeichen des Dankes eine Verbeugung zu machen, während er mit der gebräuchlichen Vorsicht ein paar gelbe Handschuhe aus Boivin's oder Rousseau's Fabrik anzog.

In diesem Anzug sah er in der That wie ein eleganter Pariser aus.

Ich beendigte unterdessen meine Toilette gleichfalls.

Es schlug drei Viertel auf zehn Uhr.

„Jetzt," sagte er zu mir, „ist es, wenn Sie das Schauspiel mit ansehen wollen, Zeit, daß wir uns auf unsere Plätze begeben; es sey denn, daß Sie lieber frühstücken möchten, was meines Erachtens vernünftiger wäre."

„Ich danke, ich esse selten vor eilf oder zwölf Uhr: ich kann also Eines nach dem Andern vornehmen."

„Dann kommen Sie!"

Ich nahm meinen Hut und folgte ihm.

Von der Höhe der acht Stufen, auf welchen man zu dem Thore des von Frau von Franchi und ihrem Sohne bewohnten Schlosses gelangt, konnte man den ganzen Platz übersehen.

Dieser Platz bot heute einen ganz anderen Anblick dar, als am gestrigen Abend; er war mit Menschen übersäet; aber die Menge bestand nur aus Weibern und Kindern unter zwölf Jahren: nicht ein einziger Mann war darunter.

Auf der ersten Stufe zur Kirche stand ein Mann, der feierlich eine dreifarbige Schärpe um den Leib gegürtet hatte; dieß war der Maire.

Unter dem Portal saß an einem Tische ein schwarzgekleideter Mann, der ein beschriebenes Papier vor sich liegen hatte; es war der Notar: — das beschriebene Papier die Versöhnungs-Acte. Ich nahm auf der einen Seite mit Orlandi's Zeugen Platz. Auf der andern befanden sich die Colonna's. Lucian ließ sich hinter dem Notar nieder, da er sowohl für die eine, als die andere Partei zeugte.

Im Hintergrunde, im Chor der Kirche, sah man die Priester, bereit, die Messe zu lesen.

Die Dorfuhr schlug zehn.

In diesem Augenblick durchzuckte ein Schauder die Menge, und die Blicke richteten sich auf die beiden Enden der Straße, wenn man den unregelmäßigen Zwischenraum, der sich zufällig zwischen etwa fünfzig nach der Laune der Eigenthümer gebauten Häusern befand, Straße heißen kann.

Zu gleicher Zeit sah man von der Seite des Berges her Orlandi, und von der Seite des Flusses Colonna erscheinen. Jeder war von seinen Parteigängern begleitet: aber nach dem festgesetzten Programm waren Alle unbewaffnet; man hätte sie ohne die unfreundlichen Gesichter für ehrsame Kirchenvorstände halten können, die mit einer Prozession giengen.

Die beiden Partei-Chefs waren in ihrem Aeußern auffallend von einander verschieden; Orlandi war, wie ich gesagt habe, groß, mager, schwarz und gelenkig.

Colonna war klein, untersetzt, stark; er hatte kurze, krauße Bart- und Haupthaare.

Beide hielten einen Olivenzweig in der Hand, als symbolisches Zeichen des Friedens, den sie abzuschließen im Begriff waren; man verdankte diese poetische Erfindung dem Maire.

Colonna hatte überdieß eine weiße Henne in der Hand, welche bestimmt war, diejenige zu ersetzen, die vor zehn Jahren Veranlassung zu der Zwistigkeit gegeben hatte.

Die Henne lebte.

Ueber diesen Punkt war lange gestritten worden, und er wäre beinahe Ursache gewesen, daß die Sache nicht zu Stande kam. Colonna betrachtete es als eine doppelte Demüthigung, die Henne lebendig zu übergeben, die seine Tante der Base Orlandi's todt in's Gesicht geworfen hatte.

Durch Logik hatte Lucian den Colonna endlich dahin gebracht, daß er die Henne überreichen wolle, gleichwie er Orlandi durch Dialektik dazu bestimmt hatte, sie in Empfang zu nehmen.

In dem Augenblick, als die beiden Feinde sichtbar wurden, fiengen alle Glocken, die eine Weile geschwiegen hatten, wieder zu läuten an.

Als Orlandi und Colonna sich erblickten, machten beide eine deutliche Bewegung gegenseitigen Widerwillens; sie setzten aber dessenungeachtet ihren Weg fort.

Gegenüber von dem Kirch-Thore standen sie, vier Schritte von einander, stille.

Wenn sich diese beiden Männer einige Tage zuvor auf hundert Schritte Entfernung getroffen hätten, so wäre sicherlich einer auf dem Platze geblieben.

Während fünf Minten herrschte nicht nur unter den beiden Gruppen, sondern auch unter der ganzen Versammlung ein Schweigen, welches, troß des Versöhnungs-Zweckes dieser Ceremonie, nichts Friedliches an sich hatte.

Dann nahm der Herr Maire das Wort:

„Wohlan, Colonna," sagte er, „Ihr wißt wohl, daß Ihr zuerst sprechen müßt."

Colonna überwand sich gewaltsam und sprach einige Worte in corsischem Patois.

So viel ich verstand, drückte er sein Bedauern aus, daß er mit seinem guten Nachbarn Orlandi in zehnjähriger Vendetta gelebt habe, und bot ihm die weiße Henne, die er in der Hand hielt, zur Versöhnung an.

Orlandi wartete, bis sein Gegner seinen Satz beendigt hatte, dann erwiderte er gleichfalls einige corsische Worte, welche das Versprechen enthielten, daß er sich von nun an nur der feierlichen Versöhnung erinnern werde, die unter dem Schutze des Herrn Maire, unter der Vermittelung des Herrn Lucian und unter der Leitung des Herrn Notars zu Stande gekommen sey.

Alsdann schwiegen beide auf's Neue.

„Nun, meine Herren, es war, so viel ich weiß, ausgemacht, daß man sich die Hand reichen sollte!"

Instinktmäßig legten beide Feinde die Hände auf ihren Rücken.

Der Maire stieg die Staffel herunter, auf der er sich befand, holte Colonna's Hand hinter dessen Rücken hervor, griff dann auch nach der Orlandi's und brachte es endlich nach

einiger Anstrengung, die er vor der Gemeinde unter einem Lächeln zu verbergen suchte, dahin, die beiden Hände zu vereinigen.

Der Notar benützte diesen Augenblick, stand auf und las, während der Maire die beiden Hände fest hielt, die sich anfangs mit aller Mühe loszureißen suchten, sich aber zuletzt darein fanden, in einander gefügt zu bleiben, folgendes:

„Angesichts meiner, des Guiseppe = Antonio Sarrola, königlichen Notars zu Sullacaro, in der Provinz Sartena,"

„Ist auf dem Marktplatze des Dorfes vor der Kirche in Gegenwart des Herrn Maires, der Zeugen und der ganzen Gemeinde,

„Zwischen Gaetano = Orso Orlandi, genannt Orlandini,"

„Und Marco = Vicenzio Colonna, genannt Schioppone,"

„Nachstehender feierliche Vertrag abgeschlossen worden."

„Von dem heutigen Tage, dem 4. März 1841 an, nimmt die zwischen ihnen erklärte Vendetta ein Ende."

„Von diesem Tage an werden sie als gute Nachbarn und Gevattern mit einander leben, wie früher vor Entstehung der unseligen Geschichte, welche Uneinigkeit zwischen ihren Familien und ihren Freunden stiftete.

„Zur Beglaubigung dessen haben sie Obiges vor dem Portal der Dorfkirche mit Herrn Polo Arbori, Maire der Gemeinde, Herrn Lucian von Franchi, Schiedsrichter, den Zeugen der beiden Contrahenten und mir, dem Notar, unterzeichnet.

Sullacaro, den 4. März 1841."

Mich wunderte, daß der Notar klugerweise nicht ein Wort von der Henne erwähnt hatte, die Colonna gegenüber von Orlandi so sehr in Nachtheil brachte.

Auch klärte sich Colonna's Gesicht nach und nach in dem Grade auf, als sich Orlandi's verfinsterte. Dieser letztere betrachtete die Henne, welche er in der Hand hatte, wie ein Mensch, der sichtlich eine heftige Lust empfindet, sie Colonna in's Gesicht zu werfen. Aber ein Blick Lucian's von Franchi erstickte diese böswillige Absicht in ihrem Keime.

Der Maire sah ein, daß man keine Zeit verlieren dürfe; er stieg rückwärts, die beiden Hände fest zusammen haltend, und ohne die Neu-Versöhnten aus den Augen zu lassen, die Kirchstaffeln hinauf. Um dann einem abermaligen Streite vorzubeugen, der im Augenblick des Unterzeichnens nicht ausgeblieben wäre, da beide Gegner es zuverlässig für ein Vorrecht gehalten haben würden, zuerst zu unterzeichnen, nahm er die Feder, unterzeichnete, reichte sie Orlandi, dieser nahm sie ihm aus der Hand, unterzeichnete auch, übergab sie Lucian, der sie gleichfalls auf diese Weise an Colonna überlieferte, worauf derselbe sein Kreuz darunter machte.

In dem nämlichen Augenblick wurden geistliche Lieder angestimmt, wie man nach einem Siege das Te Deum singt.

Wir unterzeichneten Alle, ohne Rücksicht auf Rang und Titel, wie hundert und dreiundzwanzig Jahre früher der französische Adel die Protestation gegen den Herzog von Maine unterzeichnet hatte.

Hierauf traten die beiden Helden des Tages in die Kirche, und knieten auf beiden Seiten des Chors, jeder auf dem ihm angewiesenen Platz nieder.

Ich sah, daß Lucian von diesem Augenblick an vollkommen ruhig war: Alles war beendigt: die Versöhnung nicht nur vor den Menschen, sondern auch vor Gott beschworen.

Der übrige Gottesdienst gieng sodann ohne erwähnenswerthes Ereigniß vorüber.

Nach beendigter Messe verließen Orlandi und Colonna mit derselben Förmlichkeit die Kirche. An dem Thor gaben sie sich, auf die Aufforderung des Maire, noch ein Mal die Hand; dann schlug Jeder mit seinem Zug von Freunden und Verwandten den Weg nach seinem Hause ein, welches weder der Eine noch der Andere seit drei Jahren betreten hatte.

Was Lucian und mich betrifft, so kehrten wir zu Frau von Franchi zurück, wo uns das Mittagessen erwartete.

Es war mir ein Leichtes, an der vermehrten Aufmerksamkeit und Höflichkeit, womit man mich behandelte, zu bemerken, daß Lucian meinen Namen, während ich ihn unter den Vertrag schrieb, über meine Schulter hin gelesen hatte, und ihm dieser nicht ganz fremd war.

Des Morgens hatte ich Lucian meinen Entschluß, nach dem Mittagessen abzureisen, mitgetheilt; die Proben meines neuen Stückes. „Eine Heirath unter Ludwig XV." riefen mich dringend zurück, und trotz der Bitten der Mutter und des Sohnes bestand ich auf meinem Vorhaben.

Nun bat mich Lucian, Gebrauch von meinem Anerbieten machen zu dürfen, indem er an seinen Bruder schrieb, und Frau von Franchi, welche unter ihrer antiken Stärke nichts desto weniger ein mütterliches Herz barg, nahm mir das Versprechen ab, den Brief ihrem Sohne selbst zu übergeben.

Dieß war übrigens keine große Mühe für mich: Ludwig von Franchi wohnte, als ächter Pariser, in der Helderstraße Nro. 7.

Ich begehrte, noch einmal Lucian's Zimmer zu sehen; er führte mich selbst hinein, deutete mit der Hand auf Alles, was sich darin befand, und sagte:

„Sie wissen, daß wenn Ihnen irgend ein Gegenstand gefällt, Sie ihn nehmen dürfen, denn er gehört Ihnen."

Ich nahm einen kleinen Dolch von der Wand herunter, der zum Beweis, daß er keinen Werth habe, in einer ziemlich dunkeln Ecke hieng, und ersuchte Lucian, da ich bemerkt, daß er einen neugierigen Blick auf meinen Jagd-Gurt geworfen und sich beifällig darüber geäußert hatte, denselben als Geschenk anzunehmen; er war vernünftig genug, dieß zu thun, ohne mich meine Bitte wiederholen zu lassen.

In diesem Augenblicke erschien Griffo unter der Thüre; er meldete mir, daß das Pferd gesattelt sey, und mich mein Führer erwarte.

Das für Griffo bestimmte Geschenk hatte ich bei Seite gethan: es war eine Art Jagdmesser, an dessen Klinge sich auf beiden Seiten eine Pistole befand, deren Schloß in dem Griffe verborgen war.

Nie sah ich ein größeres Entzücken, als das seinige.

Ich gieng hinunter und traf Frau von Franchi an der Treppe; sie erwartete mich, um mir eine glückliche Reise zu wünschen, auf derselben Stelle, wo sie mich bewillkommt hatte. Ich küßte ihr die Hand, denn ich war von einer außerordentlichen Hochachtung für diese so einfache und zugleich so würdevolle Frau durchdrungen.

Lucian begleitete mich bis zur Thüre.

„An jedem andern Tage," sprach er, „würde ich mein Pferd satteln und Sie bis über das Gebirge begleiten, aber heute darf ich, aus Furcht, der eine oder der andere unserer frischgebackenen Freunde mache einen Streich, Sullacaro nicht verlassen."

„Sie haben recht, erwiderte ich, und was mich betrifft, so kann ich Sie versichern, daß ich mir Glück wünsche, eine in Corsika so neue Ceremonie, wie die, welcher ich beigewohnt, mit angesehen zu haben."

„Ja, gratuliren Sie sich nur, denn Sie haben eine Begebenheit mitangesehen, wegen welcher unsere Vorfahren im Grabe sich umdrehen würden."

„Ich verstehe Sie; diesen war das Wort heilig genug; sie hätten keinen Notar zur Versöhnung gebraucht?"

„Nein, sie hätten sich einfach gar nicht versöhnt."

Damit reichte er mir die Hand.

„Geben Sie mir nicht einen Kuß für Ihren Bruder mit?" fragte ich.

„Gewiß, wenn es Ihnen nicht unangenehm ist."

„Nun, dann küssen Sie mich, denn ich kann nur übergeben, was ich empfangen habe."

Wir umarmten uns.

„Werde ich Sie nicht einst wiedersehen?" fuhr ich fort.

„Ja, wenn Sie wieder nach Corsika kommen."

„Nein, wenn Sie nach Paris kommen."

„Ich werde nie hingehen, entgegnete Lucian."

„Jedenfalls finden Sie auf Ihres Bruders Kamin Karten mit meinem Namen. Vergessen Sie die Adresse nicht."

„Ich verspreche Ihnen, daß wenn mich irgend ein Ereigniß auf den Continent führt, mein erster Besuch Ihnen gelten wird."

„Es bleibt dabei!"

Nun reichte er mir zum letzten Mal die Hand, und wir trennten uns; so lange er mir jedoch, die Straße hinab, gegen den Fluß hin, nachsehen konnte, folgte er mir mit den Augen.

Es war Alles ziemlich ruhig im Dorfe, obgleich man noch jene Art von Aufregung bemerken konnte, die alle bedeutenden Ereignisse zur Folge haben. Ich entfernte mich, jede Hausthüre aufmerksam betrachtend, weil ich immer hoffte, meinen Freund Orlandi heraustreten zu sehen, der mir allerdings eine Danksagung schuldig gewesen wäre und sie nicht abgestattet hatte.

Aber ich war bereits an dem letzten Hause des Dorfes vorbeigeritten, und befand mich im Freien, ohne Jemand bemerkt zu haben, der ihm glich.

Schon glaubte ich ganz vergessen zu seyn, und will gestehen, daß ich dem Orlandi, an einem solchen Tage, wo sein Kopf von so verschiedenen Dingen angefüllt seyn mußte, dieses Vergessen aufrichtig verziehen hätte, als sich plötzlich, wie ich in dem Muskat-Wald von Biechisano anlangte, einen Mann aus dem Dickicht treten sah, der mitten auf dem Wege stehen blieb, und den ich im Augenblick für denjenigen erkannte, welchen ich, in meiner französischen Ungeduld und nach meinen Pariser Begriffen von Schicklichkeit, bereits für undankbar gehalten hatte.

Ich sah, daß er schon wieder umgekleidet und mit dem Kostüm angethan war, in welchem ich ihn in den Ruinen von Vicentello gesehen hatte; das heißt, er hatte seinen Patron-taschen-Riemen umgegürtet, worin die Pistole steckte (welches nie fehlen durfte), und war mit einer Flinte bewaffnet.

Als ich etwa noch zwanzig Schritte von ihm entfernt war, zog er den Hut ab, ich gab meinem Pferde die Sporen, um ihn nicht lange warten zu lassen.

„Mein Herr," begann er, „ich habe Euch von Sullacaro nicht so weggehen lassen wollen, ohne mich bei Euch für die Ehre bedankt zu haben, die Ihr einem armen Landmann, wie ich bin, erwiesen, indem Ihr ihm als Zeuge gedient habt; und da ich dort weder die rechte Stimmung, noch Lust dazu fühlte, habe ich Euch hier erwartet."

„Ich danke Euch," entgegnete ich, „Ihr hättet Euch aber deßhalb nicht in Euren Geschäften stören lassen sollen; die Ehre war ohnehin ganz auf meiner Seite."

„Und auch abgesehen davon," fuhr der Bandit fort, „glaubet, mein Herr, daß man eine vierjährige Gewohnheit nicht in einem Augenblick ablegen kann. Die Gebirgsluft ist furchtbar verführerisch; wenn man sie einmal eingeathmet hat, erstickt man überall sonst. Es war mir vorhin in jenen elenden Häusern, als ob jeden Moment das Dach über mir einzustürzen drohte."

„Aber Ihr werdet doch wieder zu Eurer gewöhnlichen Lebensweise zurückkehren?" entgegnete ich. „Ihr besitzet, so viel man mir sagte, ein Haus, Felder, Weinberge?"

„Ja, allerdings, aber meine Schwester sorgt für das Haus, und die Lukkeser bebauen mein Feld und meine Reben. Wir Corsen arbeiten nicht."

„Was treibt Ihr aber dann?"

„Wir beaufsichtigen die Arbeiter, wir gehen mit der Flinte auf der Schulter spazieren, wir jagen."

„Wohlan denn, mein lieber Orlandi, glückliche Jagd!" sagte ich zu ihm. „Aber vergesset nicht, daß sowohl meine, als Eure Ehre dafür verpfändet ist, daß Ihr in Zukunft nur auf Muffoli, Damhirsche, Eber, Fasanen und Rebhühner, nie aber auf Marco-Vicenzio Colonna oder ein Mitglied seiner Familie schießet."

„Ach! Excellenza," entgegnete er mir mit einem Ausdruck der Miene die ich noch nirgends, als bei den normännischen Prozeßkrämern gesehen hatte, „die Henne, welche er mir zurückgegeben hat, war sehr mager!"

Und ohne ein Wort weiter hinzuzufügen, rannte er in den Wald hinein, wo er verschwand.

Ich setzte meinen Weg mit den Gedanken über diese Ursache eines wahrscheinlichen Bruches zwischen den Orlandi und Colonna fort.

Die Nacht brachte ich in Albiteccia zu. Morgens langte ich in Ajaccio an. Acht Tage darauf war ich in Paris.

7.

An dem Tage meiner Ankunft begab ich mich zu Herrn Ludwig von Franchi; er war ausgegangen.

Ich ließ ihm meine Karte mit ein paar Worten zurück, worin ich ihm meldete, daß ich direkt von Sullacaro herkomme, und mit der Ueberlieferung eines Briefes von Herrn Lucian, seinem Bruder, an ihn beauftragt sey. Ich fragte ihn, um welche Zeit er zu treffen sey, und fügte bei, daß ich die Verpflichtung auf mich genommen, ihm das Schreiben eigenhändig zu überreichen.

Um in das Kabinet zu gelangen, wo ich ihm mein Billet zu schreiben hatte, führte mich der Diener durch das Speisezimmer und den Salon. Ich sah mich mit einer leicht begreiflichen Neugierde darin um, und erkannte denselben Geschmack, dieselben Neigungen, wovon ich schon in Sullacaro eine Probe gesehen hatte; sie waren nur noch mit aller

Pariser Eleganz hervorgehoben. Herr Ludwig von Franchi schien mir eine reizende Junggesellen-Wohnung zu besitzen.

Am folgenden Morgen, als ich mich ankleidete, das heißt gegen eilf Uhr, meldete mir mein Diener den Besuch des Herrn von Franchi. Ich befahl ihm, denselben in den Salon zu führen, ihm die Journale zu reichen und zu sagen, daß ich im Augenblicke aufwarten werde.

Fünf Minuten darauf trat ich in der That in den Salon.

Auf das Geräusch, welches ich machte, erhob Herr von Franchi, der wahrscheinlich aus Artigkeit ein Feuilleton von mir, welches damals in der Presse erschien, zu lesen angefangen hatte, den Kopf.

Ich blieb starr vor Erstaunen über die Aehnlichkeit mit seinem Bruder stehen.

Er stand auf.

„Mein Herr," begann er, „ich konnte kaum meinem Glücke trauen, als ich gestern das kleine Billet las, welches mir mein Diener bei meiner Nachhausekunft überreichte. Ich ließ mir zehn Mal Ihr Signalement hersagen, um gewiß zu seyn, daß es zu den Porträts von Ihnen passe; diesen Morgen nun eilte ich, doppelt ungeduldig, mich bei Ihnen zu bedanken und Nachrichten von meiner Familie zu erhalten, ohne die gewöhnliche Rücksicht auf Zeit und Stunde zu Ihnen, was mich befürchten läßt, daß ich zu frühe kam."

„Entschuldigen Sie," entgegnete ich, „wenn ich Ihre liebenswürdige Höflichkeit nicht gleich erwidere, aber ich gestehe es Ihnen, mein Herr, ich betrachte Sie, und frage mich, ob ich die Ehre habe, mit Herrn Ludwig oder Herrn Lucian von Franchi zu sprechen?"

„Ja, nicht wahr, die Aehnlichkeit ist groß?" versetzte er lächelnd, „und als ich noch in Sullacaro war, täuschte sich außer meinem Bruder und mir fast Jedermann in uns; Sie müssen ihn übrigens, wenn er seit meiner Entfernung seine

corsischen Gewohnheiten nicht abgelegt hat, beständig in einem Anzuge gesehen haben, der einige Verschiedenheit unter uns hervorbringt."

„Der Zufall fügte es gerade," antwortete ich, „daß er, als ich ihn verließ, abgesehen von den weißen Beinkleidern, die man in Paris noch nicht trägt, ebenso gekleidet war, wie Sie: es bleibt mir somit nicht einmal diese Verschiedenheit des Kostüms, wovon Sie sprechen, zur Unterscheidung übrig. Allein ich begreife," fuhr ich, einen Brief aus meiner Brieftasche hervorziehend, fort, „daß Sie ungeduldig seyn werden, Nachrichten von Ihrer Familie zu erhalten; nehmen Sie daher dieses Schreiben in Empfang, welches ich gestern bei Ihnen gelassen haben würde, wenn ich nicht Frau von Franchi versprochen hätte, Ihnen dasselbe eigenhändig zu überreichen."

„Haben Sie Alles gesund verlassen?"

„Ja, aber in Besorgniß."

„Um mich?"

„Um Sie. Lesen Sie übrigens den Brief, ich bitte!"

„Sie erlauben es?"

„Warum nicht gar!"

Herr von Franchi erbrach den Brief, während ich Cigarren richtete. Ich folgte ihm übrigens mit den Augen, so lange seine Blicke über das brüderliche Schreiben hinglitten; von Zeit zu Zeit lächelte er und murmelte: „der arme Ludwig! die gute Mutter!... Ja, ja... ich kann mir es denken..."

Ich konnte mich kaum von meinem Staunen über diese wunderbare Aehnlichkeit erholen, doch bemerkte ich, wie Lucian mir gesagt, daß sein Bruder eine hellere Farbe hatte und das Französische richtiger aussprach.

„Wohlan!" fuhr ich, als er fertig war, ihm eine Cigarre bietend, die er an der meinigen anzündete, fort: „Sie haben

sich überzeugt: Ihre Familie war in Besorgniß; ich sehe aber mit Freuden, daß sie Unrecht hatte.“

„Nein,“ entgegnete er mit Betrübniß, „nicht so ganz. Ich war zwar allerdings nicht krank, ich habe aber einen Kummer gehabt, einen tiefen sogar, der, ich bekenne es, noch durch den Gedanken vermehrt wurde, daß, während ich hier leide, mein Bruder dort auch leiden müsse.“

„Herr Lucian hat mir das Gleiche gesagt, mein Herr; es bedurfte aber, damit ich eine so sonderbare Sache für Wahrheit und nicht für eine Einbildung von ihm hielt, keines andern Beweises, als dessen, welcher mir eben geliefert wurde; Sie sind also selbst überzeugt, Herr von Franchi, daß das peinliche Gefühl, welches Ihr Herr Bruder zu Hause empfand, eine Folge des Kummers oder Schmerzes ist, den Sie hier litten?“

„Ja, mein Herr, vollkommen.“

„Nun,“ versetzte ich, „da Ihre bejahende Antwort zum Zweck gehabt, daß ich mich doppelt für das, was Sie betrifft, interessire, so erlauben Sie mir aus Theilnahme, nicht etwa aus Neugierde die Frage, ob der eben erwähnte Kummer aufgehört hat, und Sie sich wieder getrösteter fühlen?“

„Ach! mein Gott!“ antwortete er, „Sie wissen, Herr Dumas, daß die größten Schmerzen mit der Zeit nachlassen, und wenn nicht irgend ein Zufall die Wunde meines Herzens aufreißt, so glaube ich, daß diese noch eine Weile bluten und endlich vernarben wird. Empfangen Sie indessen meinen wiederholten Dank, und geben Sie mir die Erlaubniß, Sie bisweilen besuchen zu dürfen, um von Sullacaro mit Ihnen zu sprechen.

„Mit dem größten Vergnügen,“ erwiderte ich; „warum setzen wir aber nicht jetzt ein Gespräch fort, welches so angenehm für mich ist, wie für Sie? Sehen Sie, da kommt mein Diener, um mir zu melden, daß das Frühstück aufge-

tragen sey. Erweisen Sie mir das Vergnügen, eine Cotelette mit mir zu speisen, dann können wir nach Herzenslust mit einander plaudern."

„Es ist mir zu meinem großen Bedauern unmöglich. Ich habe gestern ein Schreiben von dem Groß=Siegelbewahrer erhalten, das mich ersucht, heute um 12 Uhr im Justiz=Ministerium zu erscheinen; und Sie werden wohl einsehen, daß ich als armer, unbedeutender, angehender Advokat eine so erhabene Person nicht vergeblich warten lassen darf."

„Ach! er läßt Sie wahrscheinlich wegen der Angelegenheit der Orlandi und Colonna rufen?"

„Ich vermuthe es; und da mir mein Bruder schreibt, daß die Streitigkeit ausgeglichen sey . . ."

„In Gegenwart des Notars, ich kann Ihnen die bestimmteste Versicherung geben, da ich selbst als Orlandi's Zeuge den Vertrag unterzeichnet habe."

„Mein Bruder erwähnt in der That etwas davon. Hören Sie," sagte er, seine Uhr herausziehend, „es ist in wenigen Minuten zwölf Uhr; ich will vor Allem dem Herrn Groß=Siegelbewahrer melden, daß mein Bruder mein Versprechen erfüllt hat."

„O! gewissenhaft, ich stehe Ihnen dafür."

„Der gute Lucian! ich wußte wohl, daß er es thun würde, obgleich es gegen seine Grundsätze ist."

„Ja, und man ist ihm Dank schuldig, denn ich kann Sie versichern, die Sache hat ihn Mühe gekostet."

„Wir wollen von All dem später reden, denn Sie werden leicht begreifen, daß es ein großes Glück für mich ist, mich mit Ihnen über meine Mutter, meinen Bruder und meine Heimath unterhalten zu können! Wenn Sie also so gefällig seyn wollten, mir zu sagen, wann ich Sie treffen kann . . ."

„Das fällt mir dermalen ziemlich schwer. In diesen

ersten Tagen nach meiner Rückkehr werde ich meist vagabundiren. Aber sagen Sie mir, wo ich Sie finden kann?"

„Hören Sie," sagte er, „ist morgen nicht Mittefasten?"

„Morgen?"

„Ja. Gehen Sie auf den Ball im Opernhause?"

„Ja und nein. Ja, wenn Sie diese Frage an mich stellen, um mir dort ein Rendez-vous zu geben; nein, wenn ich kein Interesse habe, hinzugehen."

„Ich muß hin; ich bin genöthigt, hinzugehen."

„Ah! ah!" rief ich lächelnd aus, „ich sehe wohl, wie Sie vorhin sagten, daß die Zeit die größten Schmerzen lindert und die Wunde Ihres Herzens vernarben wird."

Sie irren sich, denn ich werde dort wahrscheinlich Veranlassung zu neuem Leid finden."

„Dann bleiben Sie weg."

„Ach! mein Gott! handelt man immer nach seinem eigenen Willen in der Welt? Ich werde wider denselben hingezogen; ich gehe hin, wo mich das Schicksal hintreibt. Ich weiß wohl, daß es besser wäre, wenn ich wegbliebe, aber ich gehe doch hin!"

„Also auf Morgen im Opernhause?"

„Ja."

„Um welche Zeit?"

„Eine halbe Stunde nach Mitternacht, wenn Sie wollen."

„Wo?"

„Im Foyer. Um ein Uhr habe ich neben der Pendel-Uhr ein Stelldichein."

„Es bleibt dabei."

Wir drückten uns die Hand und er entfernte sich schnell. Es war beinahe zwölf Uhr.

Was mich betrifft, so brachte ich den Abend und den ganzen folgenden Tag mit jenen unumgänglich nöthigen Aus-

gängen zu, die ein Mann zu machen hat, der achtzehn Monate verreist war.

Um halb ein Uhr befand ich mich an dem Orte des Stelldicheins.

Ludwig ließ einige Zeit auf sich warten; er war auf der Flur einer Maske gefolgt, die er zu erkennen glaubte; aber die Maske hatte sich unter der Menge verloren, — und er sie nicht einholen können.

Ich wollte über Corsika mit ihm sprechen, aber er schien für einen so ernsten Gegenstand der Unterhaltung zu zerstreut; seine Blicke waren beständig auf die Uhr gerichtet, plötzlich verließ er mich mit dem Ausruf:

„Ah! da ist ja mein Veilchenstrauß!"

Damit drang er durch die Menge, um zu einem Frauenzimmer zu gelangen, welches in der That einen ungeheuern Veilchenstrauß in der Hand hatte.

Da glücklicherweise alle mögliche Sträuße im Foyer vorhanden waren, so kam bald auch ein Camellien-Strauß auf mich zu, und hatte die Güte, mir wegen meiner wohlbehaltenen Rückkehr nach Paris zu gratuliren.

Dem Camellien-Strauß folgte ein Purpur-Rosen-Strauß.

Dem Rosen-Strauß ein Sonnenwenden-Strauß.

Kurz ich war bereits beim fünften Strauße, als ich D... begegnete.

„Ah! Sie sind es, mein Lieber," redete er mich an; „seyen Sie willkommen, Sie erscheinen wie gerufen; der und der (er nannte drei oder vier unserer gemeinschaftlichen Freunde) speisen heute bei mir zu Nacht, und wir zählen auf Sie."

„Tausend Dank, mein Werthester," entgegnete ich; „trotz meiner großen Lust, Ihre Einladung anzunehmen, kann dieß doch nicht der Fall seyn, weil ich mit Jemand hier bin."

„Es versteht sich von selbst, daß Jeder das Recht hat,

sein Jemand mitzubringen; ich brauche auch nicht zu bemerken, daß sich zur Frisch=Erhaltung der Blumensträuße sechs Wasser=Caraffen auf dem Tische befinden werden."

„O! lieber Freund, Sie täuschen sich, ich habe keinen Strauß in Ihre Caraffe zu stecken; ich bin in Gesellschaft eines Freundes."

„Nun! Sie wissen ja, wie das Sprichwort heißt: Die Freunde unserer Freunde..."

„Es ist ein junger Mann, den Sie nicht kennen."

„Wohlan! so machen wir Bekanntschaft."

„Ich will es ihm vorschlagen."

„Ja, und wenn er sich weigert, so zwingen Sie ihn."

„Ich will mein Möglichstes thun... das verspreche ich Ihnen... Um wie viel Uhr geht man zu Tische?"

„Um drei Uhr; da wir aber bis 6 Uhr beisammen bleiben, so haben Sie Zeit genug."

„Gut."

Ein Vergißmeinnicht=Strauß, der vielleicht den letzten Theil unseres Gespräches mit angehört hatte, nahm jetzt D... beim Arme und entfernte sich mit ihm.

Einige Augenblicke darauf begegnete ich Ludwig, der nun wahrscheinlich mit seinem Veilchenstrauß fertig war.

Da mein Domino ein ziemlich beschränktes Wesen war, forderte ich ihn auf, einige meiner Freunde zu foppen, und nahm wieder Ludwigs Arm.

„Nun?" fragte ich ihn, „haben Sie erfahren, was Sie gewünscht?"

„Ach, mein Gott, ja: Sie wissen, daß man Einem auf dem Maskenballe meist Dinge sagt, die man besser verschwiege."

„Mein armer Freund...." versetzte ich. „Verzeihen Sie, daß ich Sie so nenne, aber ich meine Sie zu kennen, seitdem ich Ihren Bruder kenne... Nicht wahr, Sie sind unglücklich? sprechen Sie... was ist Schuld daran?"

„O! mein Gott, Nichts, was der Mühe werth wäre, erzählt zu werden.“

Ich sah, daß er sein Geheimniß nicht mittheilen wollte, und schwieg.

Wir giengen zwei oder drei Mal auf und ab, ohne ein Wort zu sprechen; ich ziemlich gleichgültig, denn ich erwartete Niemand, er aber gespannt und aufmerksam jeden Domino betrachtend, der an uns vorüberkam.

„Hören Sie,“ sagte ich zu ihm, „wissen Sie, was Sie thun sollten?“

Er fuhr zusammen, als ob ihn ein elektrischer Schlag getroffen hätte.

„Ich!... nein... was meinen Sie? Entschuldigen Sie...“

„Ich schlage Ihnen eine Zerstreuung vor, deren Sie, so viel mir scheint, bedürftig sind.

„Welche?“

„Speisen Sie mit mir bei einem Freunde zu Nacht.“

„O! nein, warum nicht gar... Ich wäre ein zu mürrischer Tischgenosse.“

„Bah! man schwatzt tolles Zeug und das heitert Sie auf.“

„Außerdem bin ich nicht eingeladen.“

„Sie irren sich: Sie sind es.“

„Das ist sehr artig von Ihrem Amphitryon, aber ich gebe Ihnen mein Wort, ich fühle mich nicht würdig...“

In diesem Augenblicke stießen wir auf D..., er schien sehr mit seinem Vergißmeinnicht-Strauß beschäftigt, bemerkte mich aber dennoch.

„Also es bleibt dabei!“ rief er mir zu, „nicht wahr, um drei Uhr?“

„Nicht doch, lieber Freund, ich kann nicht kommen.“

„Dann gehen Sie zum Teufel!“

Damit setzte er seinen Weg fort.

„Wer ist dieser Herr?" fragte mich Ludwig, augenscheinlich nur, um Etwas zu reden.

„Das ist ja D..., einer unserer Freunde, ein geistreicher Junge, obgleich er Gérant eines unserer bedeutendsten Journale ist."

„Herr D...!" rief Ludwig aus; „Herr D...! Sie kennen ihn?"

„Allerdings, ich stehe schon seit Jahren in geschäftlicher und besonders in freundschaftlicher Verbindung mit ihm."

„Hätten Sie bei ihm zu Nacht essen sollen?"

„Freilich."

„Und bei ihm wollten Sie mich einführen?"

„Ja."

„Das verändert die Sache; dann nehme ich an; o! ich sage mit Freuden zu!"

„So lasse ich mir es gefallen; das hat aber Mühe gekostet!"

„Vielleicht sollte ich eigentlich doch nicht hingehen," versetzte Ludwig wehmüthig lächelnd; „aber Sie werden sich erinnern, was ich Ihnen vorgestern gesagt habe: man geht nicht dahin, wo man hingehen sollte, sondern wo Einen das Verhängniß hintreibt; ein Beweis davon ist, daß ich besser daran gethan hätte, heute Nacht nicht hierher zu kommen."

In diesem Augenblick stießen wir abermals auf D...

„Mein Lieber," sagte ich zu ihm, „ich habe mich anders entschlossen."

„Sie werden Theil an unserem Nachtessen nehmen?"

„Ja."

„Ah! herrlich! Ich muß Sie übrigens noch auf Eines aufmerksam machen."

„Auf was denn?"

„Daß wer heute Abend mit uns ißt, auch übermorgen mit uns essen muß."

„Und warum?"

„Wegen einer mit Chateau-Renaud gemachten Wette.“

Ich fühlte, wie Ludwig, den ich am Arme hatte, zusammenfuhr. Ich kehrte mich nach ihm um, aber obgleich er blässer war, als einen Augenblick zuvor, waren seine Züge doch unverändert geblieben.

„Was ist das für eine Wette?“ fragte ich.

„Oh, es wäre zu weitläufig, sie Ihnen hier zu erzählen. — Ueberdieß ist eine Person in diese Wette verwickelt, welche ihn verlieren machen könnte, wenn sie davon sprechen hörte.“

„Schon gut, um drei Uhr also.“

„Ja, um drei Uhr.“

Wir trennten uns auf's Neue; im Vorbeigehen an der Uhr warf ich einen Blick auf das Zifferblatt; es war fünf Minuten über halb drei.

„Kennen Sie diesen Herrn Chateau-Renaud?“ fragte mich Ludwig mit einer Stimme, deren Bewegung er vergebens zu bemeistern suchte.

„Blos vom Sehen; ich habe ihn bisweilen in Gesellschaft getroffen.“

„Dann ist er also einer Ihrer Freunde.“

„Nicht einmal ein oberflächlicher Bekannter.“

„Um so besser,“ versetzte Ludwig.

„Weßhalb?“

„O, aus keinem bestimmten Grunde.“

„Kennen Sie ihn vielleicht?“

„Durch Andere.“

Trotz dieser ausweichenden Antwort war es mir ein Leichtes, zu ermessen, daß zwischen Herrn von Franchi und Herrn von Chateau-Renaud eine jener geheimnißvollen Beziehungen bestehe, die ein Frauenzimmer hervorgerufen habe. Ein instinktmäßiges Gefühl sagte mir jetzt, daß es besser für meinen Begleiter wäre, wenn Jeder von uns nach Hause gienge.

„Hören Sie, Herr von Franchi," sagte ich, „wollen Sie meinem Rathe folgen?"

„Reden Sie! worin?"

„Wir wollen nicht zu D... zum Nachtessen gehen."

„Warum denn? Erwartet er uns nicht, oder haben Sie nicht vielmehr versprochen, ihm einen Gast mitzubringen?"

„Doch; ich meine auch nicht, aus diesem Grunde."

„Aus welchem sonst?"

„Weil ich es einfach für besser halte, wenn wir nicht hingehen."

„Bitte, was mag Sie bewogen haben, sich anders zu besinnen? Vorhin bestanden Sie darauf, mich beinahe wider Willen hinzuführen."

„Wenn wir dem Herrn v. Chateau-Renaud begegneten?"

„Um so besser! man sagt, er sey sehr liebenswürdig, und es würde mich außerordentlich freuen, näher mit ihm bekannt zu werden."

„Nun, es sey;" erwiderte ich. „Wir wollen also hingehen, weil Sie es wünschen."

Wir giengen hinunter, um unsere Paletots zu holen. D... wohnte nur zwei Schritte weit vom Opernhause entfernt; die Nacht war schön, ich hoffte, daß die frische Luft das aufgeregte Gemüth meines Begleiters einigermaßen beruhigen werde, und schlug deßhalb vor, zu Fuß hinzugehen. Er willigte ein.

Wir trafen mehrere meiner Freunde, gewöhnliche Besucher des Foyers der Oper, Inhaber der Höllen-Loge von B.-L.-V.-AA. Außerdem, wie ich vorausgesetzt hatte, zwei oder drei demaskirte Dominos, die ihre Blumensträuße in der Hand hatten und auf den Augenblick warteten, wo sie dieselben in die Caraffen stecken konnten.

Ich stellte Ludwig von Franchi Diesen und Jenen vor;

es ist überflüssig, zu sagen, daß er von Allen artig aufgenommen wurde.

Zehn Minuten darauf trat D... selbst ein, und zwar in Begleitung des Vergißmeinnicht-Straußes, der sich mit einer Ungezwungenheit und Gleichgültigkeit demaskirte, welche zunächst auf ein hübsches und überdieß auf ein an solche Parthieen gewöhntes Frauenzimmer schließen ließen.

Ich stellte Herrn von Franchi D... vor.

„Nun," sagte Herr von B..., „wenn Alles vorgestellt ist, wünsche ich, daß man sich zu Tische setze."

„Es ist Alles vorgestellt, es sind aber noch nicht alle Gäste da," entgegnete D...

„Wer fehlt uns denn noch?"

„Chateau-Renaud."

„Ah! richtig, ist nicht eine Wette gemacht worden?" fragte B....

„Ja, ein Nachtessen für zwölf Personen, daß ihm eine gewisse Dame nicht folgen werde, die er mitzubringen sich verbindlich gemacht hat."

„Und wer ist denn diese Dame," fragte der Vergißmeinnicht-Strauß, „die so scheu ist, daß man ihretwegen Wetten eingeht?"

Ich betrachtete Franchi; er war scheinbar ruhig, aber blaß wie der Tod.

„Meiner Treu," erwiderte D..., „ich glaube nicht, daß es eine große Indiscretion ist, Ihnen den Namen der Maske zu nennen, um so weniger, als Sie dieselbe wahrscheinlich gar nicht kennen. Es ist die Frau von..."

Ludwig legte die Hand auf D...'s Arm.

„Mein Herr," sprach er, „bewilligen Sie mir in Rücksicht auf unsere neue Bekanntschaft eine Gefälligkeit."

„Welche, mein Herr?"

„Nennen Sie die Person, die mit Herrn von Chateau-

Renaud kommen soll, nicht: Sie wissen, daß es eine verheirathete Dame ist.“

„Ja, deren Gatte sich aber in Smyrna, in Indien, in Mexico, oder Gott weiß wo, befindet. Wenn der Mann so weit fort ist, so wissen Sie, ist es gerade, als ob man gar keinen hätte.“

„Er kommt in einigen Tagen zurück, ich kenne ihn; es ist ein Ehrenmann, und ich möchte ihm, wenn es möglich ist, den Kummer ersparen, bei seiner Rückkehr zu erfahren, daß seine Frau eine solche Unbesonnenheit begangen hat.“

„Dann entschuldigen Sie mich, Herr von Franchi,“ sagte D...; „ich wußte nicht, daß Sie diese Dame kennen; ich wußte sogar nicht bestimmt, daß sie verheirathet ist; da Sie aber mit ihr und ihrem Gemahl bekannt sind...“

„Ich kenne Beide.“

„So werden wir das tiefste Schweigen darüber beobachten. Meine Herren und Damen, Chateau-Renaud mag kommen oder nicht, allein oder in Begleitung, seine Wette gewinnen oder verlieren: ich bitte Sie, die Sache geheim zu halten.“

Man versprach einstimmig, darüber zu schweigen, nicht sowohl aus tiefempfundenen Rücksichten für Schicklichkeit, sondern weil man bedeutend Hunger hatte und ungeduldig war, sich zu Tische zu setzen.

„Ich danke Ihnen, mein Herr,“ erwiderte Franchi, D... die Hand reichend; „ich versichere Sie, daß Sie als Ehren-Mann gehandelt haben.“

Man gieng in das Speisezimmer, und Jedes setzte sich auf seinen Platz. Zwei Stühle blieben leer; Chateau-Renaud's und der Person, die er mitbringen sollte.

Der Bediente wollte die Gedecke wegnehmen.

„Nein, laß sie da,“ befahl der Hausherr; „Chateau-

Renaud hat bis vier Uhr Zeit. Um vier Uhr räumst Du ab; mit dem Schlag vier hat er verloren."

Ich ließ Herrn von Franchi nicht aus den Augen; ich sah ihn die Blicke auf die Uhr richten; die Zeiger standen vierzig Minuten über drei Uhr.

„Geht Ihre Uhr richtig? fragte Ludwig kalt.

„Ich weiß es nicht," entgegnete D... lachend; „ich habe sie nach Chateau-Renaud's Uhr richten lassen, damit er sich nicht beklagen kann, er sey hintergangen worden."

„Ei! meine Herren," versetzte der Vergißmeinnicht-Strauß, „sprechen Sie um Gottes Willen nicht von Chateau-Renaud und seiner Unbekannten, da uns solches verboten ist; wir würden uns in lauter Symbolen, Allegorien und Räthseln ausdrücken müssen, was sterbenslangweilig wäre."

„Sie haben Recht, Est...," erwiderte V...; „es gibt so viele Frauenzimmer, über die man sprechen kann, und denen nichts lieber ist, als das."

„Sie sollen leben!" rief D... aus.

Nun fing man die Gläser mit Eis-Champagner zu füllen an. Jeder Tischgenosse hatte eine Flasche vor sich.

Ich bemerkte, daß Ludwig kaum nippte.

„Trinken Sie doch," sagte ich zu ihm, „Sie sehen ja, daß er nicht kommt."

„Es ist erst drei Viertel auf vier Uhr," antwortete er. „Um vier Uhr verspreche ich Ihnen, daß ich, so sehr ich auch zurück seyn mag, doch denjenigen einholen werde, der am meisten getrunken hat."

„Das höre ich gerne."

Während wir leise diese Worte wechselten, wurde das Gespräch allgemeiner und belebter; D... und Ludwig blickten von Zeit zu Zeit nach der Uhr, die trotz der Ungeduld dieser beiden Herren gleichmüthig ihren Gang gieng.

Fünf Minuten vor vier Uhr sah ich Ludwig an.

„Ihre Gesundheit!“ rief ich aus.

Er nahm sein Glas lächelnd und setzte es an die Lippen.

Er mochte es ungefähr zur Hälfte geleert haben, als man die Glocke ziehen hörte.

Ich hätte geglaubt, daß er nicht mehr bläßer werden könnte; ich hatte mich geirrt.

„Er ist es!“ flüsterte er mir zu.

„Ja, aber vielleicht sie nicht,“ entgegnete ich.

„Das werden wir sehen.“

Das Läuten hatte die Aufmerksamkeit Aller erweckt, und tiefes Schweigen war an die Stelle der lärmenden Unterhaltung getreten, die in dem Kreise am Tisch geherrscht hatte.

Nun glaubte man einen Wortwechsel im Vorzimmer zu hören.

D... stand auf und öffnete die Thüre.

„Ich habe ihre Stimme erkannt,“ sagte Ludwig zu mir, indem er mich bei der Hand ergriff und sie gewaltsam drücke.

„Ei! ei! fassen Sie Muth, seyen Sie ein Mann,“ erwiderte ich; „es ist klar, daß diese Frau, wenn sie auf diese Weise bei einem Herrn, den sie nicht kennt, und mit Leuten, die sie nicht kennt, zu Nacht speist, nur ein leichtfertiges Wesen seyn kann, und ein solches verdient die Liebe eines Ehrenmannes nicht.“

„Aber ich bitte Sie, Madame,“ sagte D... im Vorzimmer, „treten Sie doch ein, ich versichere Sie, wir sind ganz unter Bekannten.“

„Komm' doch herein, liebe Emilie,“ fügte Chateau-Renaud bei; „Du brauchst Dich nicht zu demaskiren, wenn Du nicht willst.“

„Der Elende!“ murmelte Ludwig vor sich hin.

In diesem Augenblick trat eine von D... (der sein Amt als Wirth zu erfüllen glaubte), und Chateau-Renaud mehr geschleppte, als geführte Dame ein.

„Es sind noch drei Minuten bis vier Uhr," raunte Chateau-Renaud D... zu.

„Ganz gut, mein Lieber, Sie haben gewonnen."

„Noch nicht, mein Herr," sprach die Unbekannte, indem sie sich stolz aufrichtete, gegen Chateau-Renaud gekehrt: „denn jetzt begreife ich erst Ihr Drängen; nicht wahr, Sie hatten gewettet, mich zum Nachtessen hierher zu bringen?"

Chateau-Renaud schwieg. Sie wendete sich an D...

„Da dieser Mensch nicht antwortet, so geben Sie mir Antwort, mein Herr!" fuhr sie fort; „nicht wahr, Herr Chateau-Renaud hatte gewettet, er werde mich zu Ihnen zum Nachtessen bringen?"

Ich kann Ihnen nicht verhehlen, Madame, daß mir Herr von Chateau-Renaud mit dieser Hoffnung geschmeichelt hatte."

„Wohlan denn! Herr von Chateau-Renaud hat die Wette verloren, denn ich wußte nicht, wo er mich hinführte, und glaubte bei einer meiner Freundinnen zu Nacht zu speisen; da ich nun nicht freiwillig hergekommen bin, so scheint es mir, Herr von Chateau-Renaud werde auf den Gewinn verzichten müssen."

„Aber da Sie einmal da sind, liebe Emilie, nicht wahr, so bleiben Sie auch?" versetzte Chateau-Renaud. „Sehen Sie, wir befinden uns in Gesellschaft ehrenwerther Männer und fröhlicher Damen."

„Da ich einmal da bin," entgegnete die Unbekannte, „so danke ich diesem Herrn, der mir der Hausherr zu seyn scheint, für seinen artigen Empfang; da ich aber leider seine gütige Einladung nicht annehmen kann, bitte ich den Herrn Ludwig von Franchi, mir seinen Arm zu leihen und mich nach Hause zu begleiten."

Ludwig von Franchi erhob sich mit einem Satze von seinem Stuhle und befand sich in einer Sekunde zwischen Chateau-Renaud und der Unbekannten.

„Ich muß Ihnen die Bemerkung machen, Madame," sagte Chateau-Renaud zornknirschend, „daß ich Sie hieher gebracht habe, und es demzufolge auch meine Sache ist, Sie wieder nach Hause zu begleiten."

„Meine Herren," rief die Unbekannte uns zu, „Sie sind fünf Männer hier; ich begebe mich unter den Schutz Ihrer Ehre; Sie werden hoffentlich den Herrn von Chateau-Renaud hindern, Gewalt zu gebrauchen!"

Chateau-Renaud machte eine Bewegung, wir standen Alle auf.

„Gut, Madame," sprach er, „Sie sind frei, ich weiß, an wen ich mich zu halten habe."

„Wenn Sie mich meinen, Herr von Chateau-Renaud," entgegnete Ludwig von Franchi mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Würde, „so können Sie mich morgen den ganzen Tag in der Helder-Straße Nro. 7. treffen."

„Gut, mein Herr, vielleicht werde ich nicht die Ehre haben, mich selbst bei Ihnen einzufinden, aber ich hoffe, daß Sie statt meiner den Besuch zweier Freunde von mir annehmen werden."

„Es hat nur noch gefehlt," versetzte Ludwig von Franchi achselzuckend, „daß Sie ein solches Stelldichein in Gegenwart einer Dame besprachen. Kommen Sie, Madame," fuhr er, der Unbekannten den Arm reichend fort, „und seyen Sie versichert, daß ich Ihnen für die Ehre, die Sie mir erweisen, von Herzen dankbar bin."

Damit entfernten sich beide, während die ganze Gesellschaft schwieg.

„Nun, meine Herrn, was liegt daran!" rief Chateau-Renaud aus, als die Thüre hinter den Weggehenden zufiel; „ich habe verloren, das ist das Ganze! Uebermorgen Abend wollen wir uns Alle, wie wir hier sind, bei den Frères Provençaux versammeln."

Dann setzte er sich auf einen der leeren Plätze, bot D... sein Glas, und dieser füllte es ihm bis an den Rand.

Allein trotz der tobenden Heiterkeit des Herrn von Chateau-Renaud gieng das Essen, wie man leicht begreifen wird, vollends ziemlich verdrüßlich vorüber.

8.

Tags darauf oder vielmehr am nämlichen Tage befand ich mich Morgens um zehn Uhr vor der Thüre des Herrn Ludwig von Franchi. Als ich die Treppe hinaufgieng, begegnete ich zwei jungen Herren, die herunter kamen: der eine war offenbar ein Mann aus der großen Welt, der andere, mit dem Orden der Ehrenlegion geschmückt, schien, obgleich er bürgerlich gekleidet war, ein Militär zu seyn.

Ich vermuthete, daß diese beide Herren von Herrn Ludwig von Franchi herkämen, und folgte ihnen mit den Blicken bis sie unten waren, dann eilte ich vollends hinauf und läutete.

Der Bediente öffnete mir; sein Herr war im Studirzimmer.

Als er eintrat, um mich zu melden, drehte Ludwig, der mit Schreiben beschäftigt an seinem Arbeitstische saß, sich um.

„Ei, sagte er, das angefangene Billet zerknitternd und in's Feuer werfend, „diese Zeilen waren für Sie bestimmt und ich wollte Sie Ihnen gerade zuschicken. Gut, Joseph, ich bin für Niemand zu sprechen!"

Der Diener gieng hinaus.

„Haben Sie nicht zwei Herren auf der Treppe begegnet?" fragte er mich, mir einen Lehnstuhl anbietend.

„Ja, einer derselben trägt einen Orden."

„Diese meine ich."

„Ich dachte mir gleich, sie werden bei Ihnen gewesen seyn."

„Sie haben sich nicht getäuscht."

„Kamen sie in Angelegenheiten des Herrn von Chateau-Renaud?"

„Es sind seine Sekundanten."

„Alle Wetter! er hat die Sache, so viel mir scheint, ernsthaft aufgenommen!“

„Sie werden zugeben müssen, daß er nicht wohl anders konnte,“ erwiderte Ludwig.

„Und sie kamen?...“

„Um mich zu bitten, ihnen zwei meiner Freunde zuzuschicken, damit sie sich mit denselben besprechen könnten; dann habe ich an Sie gedacht.“

„Das gereicht mir zu großer Ehre, ich kann aber nicht allein bei diesen Herren erscheinen.“

„Ich habe einen meiner Freunde, den Baron Giordano Martelli, bitten lassen, bei mir zu frühstücken. Um eilf Uhr wird er sich einfinden. Dann frühstücken wir zusammen, und um zwölf werden Sie die Güte haben, die Herren aufzusuchen, die bis drei Uhr zu Hause bleiben und warten wollen. Hier sind ihre Namen und Adressen.

Ludwig reichte mir zwei Karten.

Der eine hieß Vicomte von Chateaugrand, der andere Adrian von Boissy. Der erstere wohnte in der Friedensstraße Nro. 12, der zweite, der wie ich gleich vermuthet hatte, Offizier, das heißt Lieutenant bei den Chasseurs d'Afrique war, in der Lillestraße Nr. 29.

Ich drehte die Karten in meiner Hand hin und her.

„Nun! was haben Sie? was setzt Sie in Verlegenheit?“ fragte mich Ludwig.

„Ich möchte gerne offen von Ihnen hören, ob Sie die Sache ernsthaft behandeln wollen? Sie werden einsehen, daß sich darnach unser Benehmen richten wird.“

„Allerdings! und sehr ernsthaft sogar! Außerdem haben Sie selbst gehört, daß ich mich Herrn von Chateau-Renaud zur Disposition gestellt habe; er schickte mir diese Sekundanten; ich darf ihn nur gewähren lassen.“

„Allerdings, aber im Grunde genommen....“

„Vollenden Sie!“ sagte Ludwig lächelnd.

„Aber man sollte doch endlich auch wissen, warum Sie sich duelliren? Man kann es nicht mit ansehen, daß sich zwei Menschen den Hals brechen, wenn man nicht einmal die Ursache des Zweikampfes kennt. Sie wissen es wohl, die Lage des Sekundanten ist bedenklicher, als die des Duellanten.“

„Darum will ich Ihnen in zwei Worten die Veranlassung dieses Streits erzählen. Sie ist folgende. Bei meiner Ankunft in Paris stellte mich einer meiner Freunde, ein Fregatten-Capitän, seiner Frau vor. Sie war schön und jung; ihr Anblick machte einen so tiefen Eindruck auf mich, daß ich aus Furcht, mich in sie zu verlieben, so selten als möglich von der mir ertheilten Erlaubniß, zu jeder Zeit in's Haus zu kommen, Gebrauch machte. Mein Freund beklagte sich über meine Gleichgültigkeit; dann gestand ich ihm geradezu die Wahrheit: das heißt, ich sagte ihm, seine Frau sey viel zu reizend, als daß ich mich der Gefahr aussetzen könne, sie oft zu sehen. Er lächelte, reichte mir die Hand und verlangte, daß ich an demselben Tage mit ihm zu Mittag speisen möchte.“

„Mein lieber Ludwig, sagte er beim Nachtisch, ich reise in drei Wochen nach Mexico ab, vielleicht bleibe ich drei Monate, vielleicht sechse, vielleicht auch noch länger von Hause entfernt. Wir Seeleute kennen zwar zuweilen die Stunde der Abfahrt, aber nie die der Rückkehr. Ihrem Schutze empfehle ich während meiner Abwesenheit Emilie an. Emilie, ich bitte Sie, Ludwig von Franchi wie Ihren Bruder zu betrachten.

„Die junge Frau reichte mir zur Erwiderung die Hand.

„Ich war im höchsten Grade bestürzt, wußte nicht, was ich sagen sollte, und muß meiner künftigen Schwester sehr einfältig vorgekommen seyn.

„Drei Wochen darauf reiste mein Freund in der That ab.

„Im Laufe dieser drei Wochen hatte er von mir verlangt,

daß ich wenigstens ein Mal in der Woche im Familienkreise mit ihm zu Mittag esse.

„Emilie blieb bei ihrer Mutter zurück: ich brauche Ihnen wohl nicht zu sagen, daß sie durch das mir geschenkte Vertrauen ihres Gatten ein Heiligthum für mich geworden war, und ich sie, obgleich ich sie mehr liebte, als dieß ein Bruder soll, doch stets nur wie eine Schwester betrachtete.

„Sechs Monate verfloßen, Emilie wohnte bei ihrer Mutter, und ihr Mann hatte bei seinem Weggehen gewünscht, daß sie auch während seiner Abwesenheit Gesellschaften geben solle. Mein armer Freund fürchtete Nichts so sehr, als den Ruf eines eifersüchtigen Ehemanns: Thatsache ist überdieß, daß er Emilie anbetete und ein unbedingtes Vertrauen in sie setzte.

Emilie fuhr also fort, Gesellschaften zu geben. Sie empfing allerdings meist nur nähere Bekannte, und die Anwesenheit ihrer Mutter raubte sogar den schlimmsten Zungen jeden Vorwand zum Tadel; auch wagte es Niemand, nur ein Wort über sie zu sagen, das ihrem Ruf im Mindesten hätte nachtheilig seyn können.

„Vor drei Monaten ungefähr ließ sich Herr von Chateau-Renaud bei ihr vorstellen. Nicht wahr, Sie glauben an Ahnungen? Bei seinem Anblick fuhr ich zusammen: er sprach kein Wort mit mir; sein Betragen war das des feinen Weltmanns in einem Salon, und doch haßte ich ihn, als er weggieng, bereits. Warum? das wußte ich selbst nicht; oder vielmehr ich hatte bemerkt, daß er den Eindruck, den ich empfunden hatte, als ich Emilie zum ersten Mal sah, mit mir theilte.

„Auf der andern Seite schien es mir, als ob ihn Emilie mit ungewöhnlicher Coquetterie empfangen habe; ich täuschte mich wahrscheinlich, aber ich habe Ihnen schon bekannt, daß ich

im Grunde meines Herzens nicht aufgehört hatte, Emilie zu lieben, und eifersüchtig war.

„Bei der nächsten Soirée ließ ich daher Chateau-Renaud nicht aus den Augen; vielleicht fiel es ihm auf, daß ich ihn beobachtete, und es kam mir, während er halblaut mit Emilie sprach, vor, als ob er mich lächerlich zu machen suchte.

„Hätte ich nur der Stimme meines Herzens gehorcht, so würde ich an jenem Abend unter irgend einem Vorwand Händel mit ihm angefangen, und mich mit ihm geschlagen haben; aber ich that mir Gewalt an und machte mir selbst den Vorwurf, daß ein solches Betragen einfältig sey.

„Was soll ich ihnen weiter sagen? Jeder Freitag war von nun an eine Marter für mich. Herr von Chateau-Renaud ist ein vollkommener Weltmann, ein Stutzer, ein Löwe; ich ließ seiner Ueberlegenheit über mich in vielen Beziehungen Gerechtigkeit widerfahren; aber es schien mir, als ob ihn Emilie noch höher schätzte, als er verdiente.

„Bald kam es mir vor, wie wenn ich nicht der Einzige wäre, welcher diesen Vorzug bemerkte, den Emilie dem Herrn von Chateau-Renaud einräumte; und diese Bevorzugung nahm so überhand und wurde so auffallend, daß Giordano, der, gleich mir, ein gewöhnlicher Besuch im Hause war, eines Tages mit mir darüber redete.

„Von nun an war mein Entschluß gefaßt: ich nahm mir vor, mit Emilie darüber zu sprechen, denn ich bildete mir ein, es sey nur eine Unbesonnenheit von ihrer Seite, und ich brauche ihr nur die Augen über ihr Betragen zu öffnen, damit sie sogleich dasselbe ändere und vorsichtiger werde.

„Aber zu meinem großen Erstaunen zog Emilie meine Bemerkungen in's Lächerliche, indem sie behauptete, ich sey ein Narr, und Alle, die meine Ansichten theilen, seyen eben so närrisch als ich.

„Ich drang in sie.

„Sie erwiderte mir, daß sie in einer solchen Angelegenheit nicht auf mich gehe, da ich als ein verliebter Mann kein unpartheiisches Urtheil habe.

„Ich war starr vor Bestürzung; ihr Mann hatte ihr Alles gesagt.

„Von diesem Augenblicke an mußte ich, als unglücklicher, eifersüchtiger Liebhaber betrachtet, lächerlich, beinahe widerwärtig erscheinen: ich stellte somit meine Besuche bei Emilien ein.

„Dessenungeachtet erhielt ich Nachrichten über sie, mußte dennoch erfahren, was sie that, und war nicht minder unglücklich, denn man fing Chateau-Renaud's häufige Besuche bei Emilien und seine Aufmerksamkeit für sie allgemein zu bemerken an und äußerte sich ohne Rückhalt darüber.

„Ich entschloß mich, an sie zu schreiben, ich that es mit aller mir möglichen Mäßigung; ich beschwor sie im Namen ihrer gefährdeten Ehre, im Namen ihres abwesenden Gatten, der ein so unbedingtes Vertrauen in sie setze, behutsam zu seyn und ein wachsames Auge auf sich zu haben; sie antwortete mir nicht.

„Mein Gott! der Wille vermag Nichts über die Liebe; das arme Geschöpf liebte, und weil sie liebte, war sie blind, oder wollte es vielmehr seyn.

„Einige Zeit darauf hörte ich allenthalben sagen, Emilie sey die Geliebte des Herrn von Chateau-Renaud.

„Was ich litt, läßt sich nicht beschreiben. Und damals fühlte mein armer Bruder die Rückwirkung meines Kummers.

„Etwa zwölf Tage waren indessen verstrichen, da kamen Sie an.

„An demselben Tage, wo Sie mich besuchten, hatte ich ein anonymes Schreiben erhalten. Es war von der Hand einer mir unbekannten Dame, welche mir ein Stelldichein auf dem Ball im Opernhause gab. Sie sagte mir darin, daß sie mir verschiedene Mittheilungen in Betreff einer mir

befreundeten Dame zu machen habe, von der sie mir jedoch für den Augenblick nur den Taufnamen nenne.

„Dieser Taufnamen hieß Emilie.

„Die Schreiberin sollte ich an einem Veilchen-Strauß erkennen.

„Ich sagte Ihnen gleich, daß ich eigentlich nicht hätte auf den Ball gehen sollen, aber ich wiederhole es, das Verhängniß trieb mich hin.

„Ich fand mich auf dem Ball ein; traf meinen Domino zur bestimmten Stunde und an dem bezeichneten Platze. Er bestätigte, was mir bereits zu Ohren gekommen, daß nämlich Emilie des Herrn von Chateau-Renaud Geliebte sey, und da ich hieran zweifelte, oder vielmehr zu zweifeln schien, theilte der Domino mir als Beweis mit, daß Herr von Chateau-Renaud gewettet habe, er werde seine neue Geliebte zu Herrn D... zum Nachtessen bringen.

„Der Zufall fügte es, daß Sie D... kannten und zu diesem Nachtessen eingeladen waren, daß Sie aufgefordert wurden, einen Freund mitzubringen, mir den Vorschlag machten, Sie zu begleiten, und ich einwilligte.

„Das Weitere wissen Sie.

„Was bleibt mir nun Anderes übrig, als die Vorschläge, die mir gemacht werden, zu erwarten und anzunehmen?

Dagegen war nichts einzuwenden: ich nickte bejahend mit dem Kopfe.

„Aber," versetzte ich nach einer Weile besorgt: „ich glaube, mich zu erinnern, hoffe übrigens, mich zu täuschen, daß mir Ihr Bruder gesagt hat, Sie hätten weder eine Pistole noch einen Degen jemals in die Hand gebracht."

„Das ist wahr."

„Dann sind Sie Ihrem Gegner preisgegeben!"

„In Gottes Namen denn!"

In diesem Augenblick meldete der Kammerdiener den Baron Giordano Martelli.

Dieser war, wie Ludwig, ein junger Corse aus der Provinz Sartena; er diente unter dem 17. Regimente, wo ihm zwei oder drei ausgezeichnete Waffenthaten in seinem dreiundzwanzigsten Jahre die Beförderung zum Hauptmann erworben hatten. Es versteht sich von selbst, daß er in Civil-Kleidern erschien.

„Nun!" begann er, nachdem er mich begrüßt, „die Sache ist also endlich so weit gekommen, als sie kommen mußte, und aus dem, was Du mir schreibst, läßt sich schließen, daß Du wahrscheinlich im Laufe des heutigen Tages den Besuch der Sekundanten des Herrn von Chateau-Renaud erhalten wirst."

„Sie sind bereits da gewesen," entgegnete Ludwig.

„Haben Dir die Herren ihre Namen und Adressen zurückgelassen?"

„Hier sind ihre Karten."

„Gut! Dein Kammerdiener hat gesagt, es sey aufgetragen ... Wir wollen jetzt frühstücken, und dann diesen Herren unsere Aufwartung machen.

Wir begaben uns in das Speisezimmer, und man sprach nicht mehr von der Angelegenheit, die uns versammelte.

Dann richtete Ludwig verschiedene Fragen wegen meiner Reise in Corsika an mich, und nun erst fand ich Gelegenheit, ihm zu erzählen, was dem Leser bereits bekannt ist.

Jetzt, wo das Gemüth des jungen Mannes durch den Gedanken, daß er sich am folgenden Tage mit Herrn von Chateau-Renaud schlagen werde, beruhigt war, jetzt erwachten all' seine Gefühle für Heimath und Familie in ihm. Er ließ mich zwanzig Mal wiederholen, was sein Bruder und seine Mutter mir an ihn aufgetragen hatten. Er war besonders (da er die wahrhaft corsischen Sitten Lucians kannte)

von der Mühe gerührt, welche sich dieser gegeben, die Streitigkeiten zwischen den Orlandi und Colonna zu schlichten.

Es schlug zwölf Uhr.

„Ohne euch eben zum Fortgehen zu nöthigen," sagte Ludwig, „glaube ich doch, daß es Zeit wäre, den Herren ihren Besuch zurückzugeben; wenn wir es länger anstehen ließen, könnten sie glauben, es sey Nachlässigkeit von uns."

„O! über diesen Punkt dürfen Sie beruhigt seyn," entgegnete ich; „dieselben sind erst vor zwei Stunden von Ihnen weggegangen, und Sie mußten doch Zeit haben, uns von der Geschichte in Kenntniß zu setzen."

„Einerlei," versetzte der Baron, „Ludwig hat Recht."

„Jetzt müssen wir aber noch wissen, welche Waffe Sie vorziehen, den Säbel oder die Pistole?" fragte ich.

„O! mein Gott, erwiderte Franchi, „ich habe es Ihnen ja gesagt, das ist mir vollkommen gleichgültig, da ich weder mit dem einen, noch mit dem andern vertraut bin. Außerdem wird mir Herr von Chateau-Renaud die Verlegenheit der Wahl ersparen. Er hält sich ohne Zweifel für den Beleidigten, und als solcher darf er die Waffe bestimmen."

„Man könnte übrigens noch erörtern, wer der Beleidigte ist. Sie haben weiter nichts gethan, als Jemand den Arm gereicht, der es verlangt hatte."

„Hören Sie," sagte Ludwig, „meiner Ansicht nach könnte jede Erörterung einem Wunsche, die Sache auszugleichen, ähnlich sehen. Ich bin zwar, wie Sie wissen, sehr friedliebend, durchaus kein Raufer von Profession, da dieses die erste Angelegenheit der Art ist, die ich auszumachen habe; aber gerade aus allen diesen Gründen will ich Muth zeigen."

„Sie können das mit Leichtigkeit sagen, mein Lieber; Sie setzen blos Ihr Leben auf's Spiel und überlassen uns, gegenüber von Ihrer Familie, die Verantwortlichkeit für das, was daraus entstehen mag!"

„O! was dieß betrifft, so seyen Sie beruhigt; ich kenne meine Mutter und meinen Bruder. Sie werden fragen: 'Hat sich Ludwig als Ehrenmann benommen?' und wenn Sie antworten: „Ja;“ so werden sie sagen: 'Gut!'

„Aber zum Henker! wir müssen doch einmal wissen, welche Waffe Ihnen lieber ist?“

„Nun, wenn man die Pistole vorschlägt, so willigen Sie gleich ein.“

„Das war auch meine Meinung,“ fügte der Baron bei.

„Also die Pistole!“ rief ich aus, „da Sie Beide gleicher Ansicht sind. Aber die Pistole ist eine häßliche Waffe.“

„Habe ich von heute auf morgen noch Zeit, das Schlagen zu lernen?“

„Nein. Aber in einer guten Stunde bei Grisier könnten Sie es vielleicht noch so weit bringen, daß Sie zu pariren verstünden.“

Ludwig lächelte.

„Glauben Sie mir,“ sprach er, „was morgen früh mit mir geschehen wird, steht schon dort oben geschrieben; und was wir Beide, Sie und ich auch, beginnen möchten, ändern können wir es doch nicht.“

Hierauf drückten wir ihm die Hand und giengen fort.

Unser erster Besuch galt natürlich dem Sekundanten unseres Gegners, der am nächsten bei uns wohnte; wir begaben uns sofort zu Herrn René von Chateaugrand, der, wie schon erwähnt, in der Friedensstraße Nro. 12 wohnte.

Der Eintritt war Jedermann verweigert, welcher nicht von Seiten des Herrn Ludwig von Franchi komme. Sogleich bezeichneten wir unsern Auftrag, zeigten unsere Karten und wurden augenblicklich vorgelassen.

Wir fanden in Herrn von Chateaugrand einen vollkommen eleganten Weltmann. Er duldete nicht, daß wir uns die Mühe machten, zu Herrn von Boissy zu gehen, indem er sagte, er

sey mit demselben übereingekommen, daß der, bei welchem wir zuerst erscheinen, den andern holen lassen müsse." Er schickte daher augenblicklich seinen Bedienten an Herrn von Boissy, und ließ ihm sagen, wir seyen da und erwarten ihn.

Während der Zwischenzeit sprach man nicht eine Sekunde über die Angelegenheit, die unsern Besuch veranlaßte, sondern über Wettrennen, Jagden und die Oper.

Nach ungefähr zehn Minuten trat Herr von Boissy ein.

Die Herren bestimmten keine Waffe, da Herr von Chateau-Renaud sowohl mit dem Degen als auch mit der Pistole gleich vertraut war, sie überließen die Wahl dem Herrn von Franchi oder dem Zufall.

Man warf einen Louisd'or in die Höhe: die Kopfseite sollte für den Degen, die Kehrseite für die Pistole entscheiden; das Goldstück fiel auf die Kehrseite.

Es wurde sodann ausgemacht, daß das Duell am folgenden Morgen um neun Uhr im Vincenner-Wald stattfinde. Die Gegner sollten sich zwanzig Schritte von einander entfernt stellen; man würde drei Mal in die Hände klatschen, und beim dritten Schlage dürfe losgedrückt werden.

Wir kehrten zu Herrn von Franchi zurück, um ihm diese Antwort zu überbringen.

Als ich Abends nach Hause kam, traf ich die Karten der Herrn von Chateaugrand und von Boissy an.

9.

Ich war Abends acht Uhr noch einmal bei Herrn von Franchi erschienen, um ihn zu fragen, ob er mir nichts aufzutragen habe, aber er hatte mich ersucht noch bis zum folgenden Tage zu warten, indem er mir mit einer sonderbaren Miene erwiderte:

„Die Nacht bringt Rath."

Am nächsten Morgen trat ich daher schon um halb acht Uhr in Ludwig von Franchi's Zimmer, obwohl ich ihn erst

um acht hätte abholen sollen, und wir dann noch Zeit genug gehabt hätten, uns bis neun Uhr an den Ort des Stelldicheins zu verfügen.

Er war in seinem Studirzimmer und schrieb.

Bei dem Geräusch, welches ich durch meinen Eintritt verursachte, kehrte er sich um. Er war sehr blaß.

„Entschuldigen Sie," sprach er, „ich beendige einen Brief an meine Mutter; setzen Sie sich, nehmen Sie ein Journal zur Hand, wenn die Journale schon angekommen sind, hier die Presse zum Beispiel, es ist ein recht hübsches Feuilleton von Méry in derselben."

Ich nahm das bezeichnete Blatt zur Hand und beobachtete mit Staunen den Contrast der fast leichenfarbigen Bläße des jungen Mannes mit seiner sanften, ruhigen, ernsten Stimme.

Ich versuchte zu lesen, aber ich sah nur Buchstaben vor meinen Augen, ohne daß ich fähig gewesen wäre, einen bestimmten Sinn zu fassen.

Fünf Minuten darauf sagte er:

„Ich bin fertig;" dann läutete er seinem Kammerdiener und befahl diesem: „Joseph, ich bin für Niemand, selbst für Giordano nicht zu sprechen: führe ihn, wenn er kommt, in den Salon; ich will, ohne von irgend Jemand gestört zu werden, zehn Minuten mit diesem Herrn allein seyn."

Der Diener machte die Thüre wieder hinter sich zu.

„Sehen Sie, mein lieber Alexander, „begann er dann, „Giordano ist Corse und hat corsische Begriffe: ich kann mich daher in dem, was ich wünsche, nicht auf ihn verlassen; ich bitte ihn um Stillschweigen, das ist Alles; was dagegen Sie betrifft, so müssen Sie mir versprechen, alle meine Anordnungen auf das Genaueste zu befolgen."

„O gewiß! ist das nicht die Pflicht eines Sekundanten?"

„Und eine um so heiligere, als Sie vielleicht unserer Familie ein zweites Unglück dadurch ersparen."

„Ein zweites Unglück?“ fragte ich erstaunt.

„Hier nehmen Sie den Brief, den ich an meine Mutter geschrieben, und lesen Sie ihn.“

Ich nahm das Schreiben aus Franchi's Hand und las mit wachsendem Erstaunen:

„Meine gute Mutter,

„Wenn ich Ihnen nicht die Stärke einer Spartanerin und die Unterwerfung einer Christin zutrauen dürfte, so würde ich alle möglichen Mittel anwenden, Sie auf das schreckliche Ereigniß vorzubereiten, welches Ihnen bevorsteht: bei Empfang dieses Schreibens werden Sie nur noch einen Sohn haben. — Mein vortrefflicher Bruder Ludwig! liebe meine Mutter für uns beide!

„Vorgestern wurde ich von einer Hirnentzündung befallen, ich achtete anfangs wenig darauf; der Arzt kam zu spät; meine gute Mutter, es ist, wenn nicht ein Wunder geschieht, keine Hoffnung mehr für mich vorhanden, und welches Recht habe ich, vorauszusetzen, daß Gott dieses Wunder an mir bewähren wird?

„Ich schreibe Ihnen in einem lichten Augenblick; falls ich sterbe, wird der Brief eine Viertelstunde nach meinem Tode auf die Post gegeben, denn in meiner egoistischen Liebe für Sie sehne ich mich, Sie zu versichern, daß ich bei meiner Trennung von dieser Welt von nichts ungern scheide, als von Ihrer und meines Bruders Zärtlichkeit.

„Leben Sie wohl, Mutter, weinen Sie nicht! Die Seele hat Sie geliebt und nicht der Körper; — und wo diese auch hinkommen mag, wird sie fortfahren, Sie zu lieben.

„Lebe wohl, Lucian, verlasse unsere Mutter nie; bedenke, daß sie nur noch Dich allein hat!

„Ihr Sohn, Dein Bruder,“
„Ludwig von Franchi.“

Nach Durchlesung dieser Zeilen kehrte ich mich gegen Den, der sie geschrieben hatte.

„Nun!“ fragte ich, „was soll das heißen?“

„Verstehen Sie es nicht?“ entgegnete er.

„Nein.“

„Ich werde zehn Minuten nach neun Uhr erschossen.“

„Sie werden erschossen!...“

„Ja.“

„Sie sind toll? wer wird einem solchen Gedanken Raum geben?“

„Ich bin weder toll, noch gebe ich unnöthigen Gedanken Raum, lieber Freund! Ich bin nur zum Voraus in Kenntniß gesetzt; das ist Alles.“

„Zum Voraus in Kenntniß gesetzt?... Und von wem?“

„Hat Ihnen mein Bruder nicht erzählt,“ fragte Ludwig lächelnd, „daß die männlichen Glieder unserer Familie im Genusse eines sonderbaren Vorrechts seyen?“

„In der That,“ erwiderte ich, unwillkürlich schaudernd, „er hat mir Etwas von Erscheinungen gesagt.“

„Das ist es; Wohlan! mein Vater ist mir heute Nacht erschienen; deßhalb haben Sie mich auch so blaß getroffen: der Anblick der Todten macht die Lebendigen erblassen.“

Ich betrachtete ihn mit einem Staunen, welches nicht frei von Entsetzen war.

„Sie haben heute Nacht Ihren Vater gesehen, sagen Sie?

„Ja.“

„Hat er mit Ihnen gesprochen?“

„Er hat mir meinen Tod angekündigt.“

„Das war ein schrecklicher Traum.“

„Es war eine schreckliche Wirklichkeit.“

„Schliefen Sie?“

„Nein, ich wachte. Glauben Sie denn nicht, daß ein Vater seinen Sohn besuchen könne?“

Ich senkte den Kopf, denn im Grunde meiner Seele hielt ich es für möglich.

„Wie geschah es denn?“ fragte ich.

„O! mein Gott, auf die einfachste und natürlichste Weise. Ich las, meinen Vater erwartend, denn ich wußte, daß wenn mich eine Gefahr bedrohte, mein Vater mir erscheinen würde; als um Mitternacht die Lampe von selbst erlosch, die Thüre langsam aufgieng und mein Vater bei mir eintrat.“

„Aber wie?“ fragte ich.

„Je nun, wie zu seinen Lebzeiten; in dem Auzug, den er gewöhnlich trug; nur war er sehr blaß, und seine Augen starr.“

„O mein Gott!...“

„Dann näherte er sich langsam meinem Bette, ich erhob mich zur Hälfte und stützte mich auf den Ellbogen.

„Seyen Sie willkommen, Vater,“ redete ich ihn an.

„Er trat ganz nahe auf mich zu, blickte mich fest an, und es schien mir, als ob sich dieses todte Auge durch die Macht der väterlichen Liebe belebte.“

„Fahren Sie fort... das ist schrecklich!...“

„Dann fiengen seine Lippen an sich zu bewegen, und — sonderbare Erscheinung! obgleich seine Worte lautlos waren, hörte ich sie doch in meinem Innern deutlich, wie ein Echo hallen.“

„Und was sagte er zu Ihnen?“

„Denke an Gott, mein Sohn!“

„Ich werde also in diesem Duell getödtet?“ fragte ich. Ich sah zwei Thränen aus den blicklosen Augen über die blassen Wangen des Gespenstes herabfließen.

„Und um welche Stunde?“

„Giordano deutete auf die Uhr. Die Zeiger standen zehn Minuten über neun Uhr.“

„Gut, mein Vater,“ erwiderte ich. „Der Wille Gottes

geschehe. Ich verlasse zwar leider meine Mutter, aber ich werde dafür mit Ihnen vereinigt."

Dann glitt ein mattes Lächeln über seine Lippen, und mir ein Lebewohl zuwinkend, entfernte er sich. Die Thüre öffnete sich abermals von selbst; er verschwand, und sie fiel hinter ihm wieder zu."

Diese Schilderung war so einfach und so natürlich, daß die von Franchi erzählte Scene entweder wirklich vor sich gegangen, oder er bei dem angegriffenen Zustande seines Geistes das Spielzeug einer Täuschung gewesen war, die er für Wirklichkeit gehalten hatte, und die deßhalb nicht minder schrecklich war.

Ich trocknete den Schweiß ab, der von meiner Stirne rann.

„Nicht wahr, Sie kennen meinen Bruder?" fuhr Ludwig fort.

„Ja."

„Was glauben Sie, daß er thun wird, wenn er erfährt, daß ich im Duell erschossen worden sey?"

„Er wird augenblicklich von Sullacaro abreisen und den fordern, der Sie getödtet hat."

„Das wird er, und wenn er dann ebenfalls erschossen wird, so steht meine Mutter, dreifach verlassen, ohne Gatten und ohne Söhne, verlassen in der Welt."

„O! ich begreife es, das ist schrecklich!"

„Wohlan! das muß verhindert werden. Deßhalb habe ich den Brief an die Meinigen geschrieben. In der Meinung, ich sey an einer Hirnentzündung gestorben, wird mein Bruder Niemand die Schuld beimessen, und meine Mutter sich eher trösten, wenn sie glaubt, der Wille Gottes habe mich abberufen, als wenn sie weiß, daß ich durch Menschenhände gefallen bin. Es wäre denn..."

„Es wäre denn?..." wiederholte ich.

„Ach! nein...“ fuhr er fort, „das wird hoffentlich nicht der Fall seyn.“

Ich bemerkte, daß diese Antwort einer innerlichen Befürchtung galt, und drang nicht weiter in ihn.

In diesem Augenblick wurde die Thüre geöffnet.

„Mein lieber Franchi,“ sagte Baron Giordano, auf der Schwelle erscheinend, „ich habe Deinen Befehl so lange als möglich respektirt. Aber es ist acht Uhr, um neun Uhr müssen wir an dem Ort des Stelldichein eintreffen, wir haben anderthalb Stunden Weges zu machen; es ist also keine Zeit mehr zu verlieren.“

„Ich bin bereit, mein Theuerster,“ erwiderte Ludwig. „Komm nur herein. Ich habe Herrn Dumas gesagt, was ich ihm zu sagen hatte. (Er legte, mit einem Blick auf mich, den Finger auf den Mund). Was Dich betrifft, mein Freund, fuhr er zum Tisch gekehrt fort, von welchem er einen Brief wegnahm, so ist das Deine Sache. Lies, falls mir etwas Menschliches begegnete, dieses Billet, und vollziehe, wenn ich Dich bitten darf, meine dari niedergeschriebenen Wünsche.“

„Ah! Sie haben für die Waffen gesorgt?“ fragte mich Baron Giordano. „Sind sie im Wagen?“

„Ja,“ entgegnete ich. „Aber im Augenblick meiner Entfernung von Hause bemerkte ich erst, daß einer der Hahnen nicht fest saß. Wir wollen daher im Vorbeifahren bei Devisme ein paar andere Pistolen mitnehmen.“

Ludwig sah mich lächelnd an und reichte mir die Hand; er hatte verstanden, daß ich meine Pistolen nicht zu seinem Tode leihen wollte.

„Haben Sie ein Gefährt?“ fragte er, „oder soll Joseph eines holen?“

„Ich habe mein Coupé bei mir,“ antwortete der Baron, „und wenn wir uns ein wenig behelfen, so haben wir alle

drei Platz. Außerdem kommen wir mit meinen Pferden rascher von der Stelle, als mit gemietheten."

„Also vorwärts!" rief Ludwig aus.

Wir giengen die Treppe hinunter, an der Hausthüre erwartete uns Joseph.

„Muß ich den gnädigen Herrn begleiten?" fragte er.

„Nein, Joseph," entgegnete Ludwig, „es ist überflüssig, ich brauche Dich nicht.

Dann blieb er ein wenig hinter uns zurück, und fuhr, während er seinem Diener eine Rolle mit Gold in die Hand drückte, fort:

„Hier, mein Freund, nimm, und wenn ich in Augenblicken übler Laune manchmal etwas barsch gegen Dich war, so verzeih' es mir."

„Ach! gnädiger Herr, was soll das heißen?" rief Joseph mit thränenden Augen.

„Stille, still!" sagte Ludwig.

Dann sprang er in den Wagen und nahm zwischen uns beiden Platz.

„Er war ein guter Diener," sagte er mit einem letzten Blick auf Joseph, „und wenn ihm Einer oder der Andere von Euch nützlich seyn kann, so verpflichtet Ihr mich."

„Entlässest Du ihn?" fragte der Baron.

„Nein, ich verlasse ihn."

Wir hielten so lange vor Devisme's Haus, als wir nöthig hatten, um Pistolen, Pulver und Kugeln mitzunehmen; dann fuhren wir in gestrecktem Trab weiter.

Fünf Minuten vor neun Uhr trafen wir in Vincennes ein; mit dem unsrigen langte zugleich noch ein anderes Gefährt, das des Herrn von Chateau-Renaud an. Wir schlugen zwei verschiedene Waldwege ein. Unsere Kutscher hatten den Befehl, in der großen Allee zusammenzutreffen.

Wenige Augenblicke darauf befanden wir uns an dem Ort des Stelldicheins.

„Sie wissen, meine Herren," sagte Ludwig, der zuerst ausstieg, „daß keine Verständigung möglich ist."

„Doch," versetzte ich.

„Ach mein Lieber, bedenken Sie, daß nach dem, was ich Ihnen mitgetheilt, Sie weniger als irgend Jemand das Recht haben, eine solche vorzuschlagen oder darauf einzugehen."

Ich neigte mich vor diesem entschiedenen Willen, der für mich gleich einem höhern galt.

Wir ließen Ludwig bei dem Wagen und traten den Herren von Boissy und Chateaugrand entgegen; Baron Giordano trug die Pistolen.

Wir begrüßten uns gegenseitig.

„Meine Herren," begann Baron Giordano, „unter Umständen, wie die, worin wir uns befinden, sind die kürzesten Complimente die besten, denn wir können jeden Augenblick überrascht und gestört werden. Wir haben uns anheischig gemacht, die Waffen mitzubringen, hier sind sie; wollen Sie die Güte haben, dieselben zu besichtigen? wir haben sie so eben bei dem Waffenschmidt geholt und können Sie bei unserem Wort versichern, daß Herr Ludwig von Franchi sie nicht einmal gesehen hat."

„Das war gar nicht nöthig, meine Herren," entgegnete der Vicomte von Chateaugrand, „wir wissen, mit wem wir es zu thun haben."

Damit nahm er eine Pistole, Herr von Boissy die andere, und beide Sekundanten untersuchten die Hahnen und das Kaliber der Waffen.

„Es sind noch ungebrauchte Pistolen mit gewöhnlichem Schuß," sagte der Baron; „nun kann man sich des Drückers oder des Stechers bedienen."

„Nach meiner Ansicht mag es Jeder halten, wie es ihm

beliebt, und wie er es gewohnt ist," entgegnete Herr von Boissy.

„Gut," versetzte Baron Giordano. „Gleiche Chancen sind immer angenehm."

„So sagen Sie es dem Herrn von Franchi und wir dem Herrn von Chateau-Renaud."

„Es bleibt dabei," erwiderte Giordano; „aber da wir die Waffen gebracht haben, meine Herren," fuhr er fort, „so ist es Ihre Pflicht, sie zu laden."

Die beiden jungen Leute nahmen jeder eine Pistole, verglichen das Maaß des Pulvers, welches sie luden, auf's Genaueste, nahmen die nächsten zwei Kugeln und stießen sie mit dem Ladstock in den Lauf.

Während dieses Geschäftes, woran ich keinen Theil hatte nehmen wollen, näherte ich mich Ludwig, der mich mit lächelnder Miene ansah.

„Nicht wahr, Sie vergessen nicht, was ich Ihnen aufgetragen, und bestimmen Giordano, welchen ich übrigens noch brieflich darum gebeten habe, daß er weder meiner Mutter noch meinem Bruder Etwas davon erzählt. Sorgen Sie auch, daß die Journale nichts von dieser Angelegenheit sprechen, und wenn es je geschieht, daß die Namen der Betheiligten nicht genannt werden."

„Beharren Sie denn noch immer auf der schrecklichen Ueberzeugung, daß das Duell einen unglücklichen Ausgang für Sie haben werde?" fragte ich.

„Ich bin mehr als je davon überzeugt; aber Sie werden mir die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß ich dem Tod als ächter Corse in's Angesicht sah?"

„Ihre Ruhe, mein lieber Franchi, ist so groß, daß sie die Hoffnung in mir erregt, Sie täuschen sich in Ihrer Voraussetzung."

Ludwig zog seine Uhr heraus.

„Ich habe noch sieben Minuten zu leben," sprach er, „hier ist meine Uhr; ich bitte, behalten Sie dieselbe zum Andenken an mich: es ist ein vortreffliches Werk von Brequet."

Ich nahm die Uhr und drückte Franchi's Hand, indem ich erwiderte:

„In acht Minuten denke ich Sie Ihnen wieder zurück zu geben."

„Sprechen wir nicht mehr davon!" versetzte er; „sehen Sie, da kommen die Herren auf uns zu."

„Meine Herren," sagte der Vicomte von Chateaugrand, „es muß hier in der Nähe rechts eine Lichtung seyn, die ich vergangenes Jahr in eigenen Angelegenheiten benützte; wollen wir sie nicht suchen? wir sind dort ungenirter, als in einer Allee, wo wir gesehen oder gestört werden könnten."

„Gehen Sie voran, Herr Vicomte," erwiderte Baron Giordano, „wir folgen Ihnen."

Der Vicomte gieng voraus und wir folgten ihm in zwei verschiedenen Gruppen. Wir befanden uns in der That, nachdem wir etwa dreißig Schritte sanft abwärts gegangen waren, in einer Lichtung, die ohne Zweifel früher ein Teich gewesen seyn mußte und jetzt, vollkommen ausgetrocknet, eine Schlucht bildete, welche von allen Seiten mit einer Art Böschung umgeben war; das Terrain schien somit zu dem Schauplatze einer Scene, wie sie hier stattfinden sollte, wie auserlesen.

„Herr von Martelli," fragte der Vicomte, „wollen Sie die Schritte mit mir abmessen?"

Der Baron nickte bejahend, trat mit Herrn von Chateaugrand auf die Seite, und sie zählten zwanzig gewöhnliche Schritte miteinander ab.

Während dessen konnte ich noch einige Augenblicke mit Franchi allein seyn.

„A propos," sagte er, „Sie werden auf dem Tische, wo ich schrieb, als Sie eintraten, mein Testament finden."

„Gut," antwortete ich, „seyn Sie ruhig."

„Wenn's gefällig ist, meine Herren!" rief der Vicomte von Chateaugrand.

„Hier," entgegnete Ludwig; „leben Sie wohl, lieber Freund, vielen Dank für alle die Mühe, die ich Ihnen gemacht habe, ohne derjenigen zu gedenken," fuhr er mit einem wehmüthigen Lächeln fort, „die ich Ihnen noch machen werde."

Ich nahm ihn bei der Hand; sie war kalt, aber zitterte nicht.

„In Gottes Namen denn," sagte ich, „vergessen Sie die Erscheinung von heute Nacht und zielen Sie so gut Sie können."

„Erinnern Sie sich an den Freischütz?"

„Ja."

„Nun! So wissen Sie, daß jede Kugel ihre Bestimmung hat; Dieu!"

Baron Giordano, der die für Ludwig geladene Pistole in der Hand hatte, kam ihm entgegen; dieser nahm es, spannte ohne darauf zu blicken, den Hahn, und stellte sich auf seinen, mit einem Taschentuch bezeichneten, Platz.

Herr von Chateau=Renaud hatte den seinigen bereits eingenommen.

Es entstand ein Augenblick dumpfen Schweigens, während dessen die beiden jungen Männer ihre Sekundanten, hierauf die ihrer Gegner und endlich sich selbst gegenseitig begrüßten.

Herr von Chateau=Renaud schien an solche Vorgänge schon gewöhnt, und lächelte wie ein Mann, der von seiner Gewandtheit überzeugt ist. Vielleicht wußte er außerdem, daß Ludwig von Franchi zum ersten Mal ein Pistol berührte.

Ludwig war ruhig und kalt; sein schöner Kopf glich einer Marmorbüste.

„Wohlan! meine Herren!" rief Chateau=Renaud aus, „Sie sehen, daß wir warten."

Ludwig von Franchi warf mir einen letzten Blick zu, und erhob dann mit einem Lächeln die Augen zum Himmel.

„Meine Herren," rief Chateaugrand den Duellanten zu, „richten Sie sich!"

Hierauf klatschte er in die Hände:

„Eins ... zwei ... drei ...!"

Beide Schüsse knallten zugleich los. In demselben Augenblicke sah ich Ludwig eine Kreisbewegung machen und auf ein Knie niedersinken.

Herr von Chateau-Renaud stand fest; nur der Aufschlag seines Ueberrocks war durchschossen worden.

Ich flog auf Ludwig zu.

„Sind Sie verwundet?" fragte ich.

Er versuchte es, mir zu antworten, aber es war eine vergebliche Anstrengung; ein blutiger Schaum trat auf seine Lippen. Zu gleicher Zeit ließ er das Pistol fallen und legte die Hand auf die rechte Seite der Brust.

Sein Ueberrock hatte ein Loch, welches kaum so groß war, daß man hätte den kleinen Finger hineinstecken können.

„Herr Baron," rief ich, „eilen Sie nach der Kaserne und bringen Sie Ihren Regimentswundarzt mit."

Allein Franchi raffte seine Kräfte zusammen, und schüttelte, Giordano zurückhaltend, zum Zeichen, daß es überflüssig sey, den Kopf.

Zu gleicher Zeit fiel er auf das zweite Knie nieder.

Herr von Chateau-Renaud entfernte sich schleunig, aber seine beiden Sekundanten näherten sich dem Verwundeten.

Wir hatten unterdessen den Ueberrock aufgemacht, die Weste und das Hemd zerrissen.

Die Kugel war unter der sechsten Rippe rechts eingedrungen und etwas über der linken Hüfte herausgegangen.

Bei jedem Athemzug des Sterbenden schoß das Blut in Strömen aus den beiden Wunden.

Augenscheinlich war er auf den Tod getroffen.

„Herr von Franchi," sagte der Vicomte Chateaugrand,

„Sie dürfen es glauben, wir sind trostlos über den unglücklichen Ausgang dieser Angelegenheit, und wir hoffen, daß Sie keinen Haß gegen Herrn von Chateau-Renaud mehr empfinden."

„Ja, ja... ich verzeihe ihm..." murmelte der Verwundete, „aber er soll fort... er soll fort..."

Dann wendete er sich gegen mich und sagte:

„Gedenken Sie Ihres Versprechens."

„O! ich schwöre Ihnen, ich werde Ihre Wünsche getreulich erfüllen."

„Und jetzt," fuhr er fort, „sehen Sie auf die Uhr."

Damit sank er, einen Seufzer ausstoßend, zurück.

Es war der letzte.

Ich sah auf die Uhr: die Zeiger deuteten gerade zehn Minuten über neun Uhr an.

Dann blickte ich auf Ludwig von Franchi: er war todt!

Wir brachten den Leichnam in seine Wohnung zurück, und während Baron Giordano bei dem Polizeikommissär des Viertels die Anzeige machte, trug ich ihn mit Joseph in sein Zimmer hinauf. Der arme Bursche zerfloß in Thränen.

Beim Eintritt hefteten sich meine Blicke unwillkührlich auf die Uhr. Die Zeiger standen auf zehn Minuten über neun Uhr.

Wahrscheinlich hatte man vergessen, sie aufzuziehen, und sie war eben um diese Zeit stehen geblieben.

Gleich darauf trat Baron Giordano mit dem Gerichtsbeamten ein, welche, von diesem in Kenntniß gesetzt, die Sachen versiegelten.

Er wollte die Freunde und Bekannte des Verstorbenen von diesem Vorfall durch Briefe in Kenntniß setzen; aber ich bat ihn, das Schreiben zu lesen, welches ihm Ludwig vor seiner Entfernung von Hause übergeben hatte.

Dieses Schreiben enthielt die Bitte, Lucian die Ursache seines Todes zu verschweigen, und damit derselbe sonst keine Aufmerksamkeit errege, die Leiche einfach und ohne alles Gepränge zu bestatten.

Baron Giordano übernahm die Besorgung dieser Details, und ich beeilte mich, den Herren von Boissy und von Chateaugrand einen Besuch zu machen, um sie zu bitten, über diese unglückliche Angelegenheit zu schweigen, und, ohne den Grund anzugeben, warum man seine Entfernung wünsche, in Herrn von Chateau-Renaud zu dringen, er möchte Paris wenigstens auf einige Zeit verlassen.

Sie versprachen, mich in meinen Wünschen, so viel in ihrer Kraft stehe, zu unterstützen, und während sie sich zu Herrn von Chateau-Renaud begaben, trug ich den Brief auf die Post, welcher die Frau von Franchi benachrichtete, daß ihr Sohn an einer Hirnentzündung gestorben sey.

10.

Man sprach ausnahmsweise wenig über dieses Duell; selbst die Journale, diese gellenden und falschtönenden Posaunen der Oeffentlichkeit, schwiegen. Nur einige wenige Freunde begleiteten die Leiche des unglücklichen jungen Mannes auf den Père-Lachaise. Aber so sehr man in Herrn von Chateau-Renaud drang, er ließ sich nicht bewegen, Paris zu verlassen.

Ich gieng einen Augenblick mit dem Gedanken um, Ludwig's Brief an seine Familie einen von mir folgen zu lassen, aber obgleich der Zweck ein sehr guter war, hielt mich doch der Widerwille, über den Tod eines Sohnes und Bruders zu lügen, davon ab: ich war überzeugt, daß Lucian selbst lange mit sich gekämpft haben mußte, und ihn nur die Wichtigkeit der mir angegebenen Gründe hatte dazu bewegen können.

Auf die Gefahr hin, der Gleichgültigkeit oder sogar der Undankbarkeit beschuldigt zu werden, hatte ich nichts von mir hören lassen, und war überzeugt, Baron Giordano werde ebenfalls geschwiegen haben. Fünf Tage nach dem Ereigniß arbeitete ich Abends gegen eilf Uhr allein und ziemlich mißlaunig an meinem Schreibtische neben dem Kamin, als mein Diener eintrat, die Thüre hinter sich zumachte und mit angegriffener Stimme zu mir sagte, der Herr von Franchi wünsche mich zu sprechen.

Ich kehrte mich um und blickte ihn starr an, er sah sehr blaß aus.

„Was sagst Du da, Viktor?" fragte ich.

„Ach! Herr, ich weiß es wahrhaftig selbst nicht recht."

„Von welchem Herrn von Franchi sprichst Du da: Wen meinst Du?"

„Ihren Freund, Herr... den ich ein oder zwei Mal zu Ihnen kommen sah..."

„Du bist ein Narr, mein Freund; weist Du nicht, daß wir das Unglück hatten, ihn vor fünf Tagen zu verlieren?"

„Ja, Herr, deßhalb sehen Sie mich auch so bestürzt. Es hatte geläutet, ich war im Vorzimmer, eilte aufzumachen, und wich zurück, als ich seiner ansichtig wurde; er trat aber

sogleich ein, und fragte, ob der Herr zu Hause wäre? in meiner fürchterlichen Bestürzung erwiderte ich: ja; worauf er sagte: 'Melden Sie ihm, daß ihn Herr von Franchi zu sprechen wünsche;' welches ich sofort befolgte."

„Du bist ein Narr, mein Lieber, das Vorzimmer muß schlecht erleuchtet gewesen seyn, und Du wirst Dich getäuscht haben; Du warst wahrscheinlich schlaftrunken und hast falsch gehört. Gehe hinaus und frage noch einmal nach dem Namen."

„O! das ist überflüssig, ich kann Ihnen schwören, daß ich mich nicht getäuscht, daß ich recht gesehen und recht gehört habe."

„Nun! so laß ihn eintreten."

Viktor kehrte zitternd zur Thüre zurück, machte sie auf, und sagte, innerhalb meines Zimmers verweilend:

„Wollen der gnädige Herr die Güte haben, hereinzuspazieren."

In diesem Augenblick hörte ich Schritte über den Teppich des Salons, auf dem sie dumpf wiederhallten, nach meinem Cabinet zukommen, und fast zu gleicher Zeit sah ich in der That Herrn von Franchi unter meiner Thüre erscheinen.

Ich gestehe, meine erste Empfindung war ein Gefühl des Schreckens; ich stand auf und trat einen Schritt zurück.

„Entschuldigen Sie," begann Herr von Franchi, „daß ich Sie noch zu so später Stunde störe, aber ich bin erst vor zehn Minuten angekommen, und Sie werden begreifen, daß ich eine Unterredung mit Ihnen nicht auf morgen verschieben wollte."

„Ach! mein lieber Lucian," rief ich, ihm entgegeneilend und ihn in die Arme schließend, aus; „Sie sind es! Sie sind es!"

Und unwillkürlich stahlen sich einige Thränen aus meinen Augen.

„Ja, ich bin es," erwiderte er.

Ich berechnete die verstrichene Zeit: der Brief konnte kaum in Ajaccio, geschweige denn in Sullacaro angekommen seyn.

„O! mein Gott! rief ich aus, „dann wissen Sie also noch nichts?"

„Ich weiß Alles," entgegnete er.

„Wie, Alles?"

„Ja."

„Viktor," befahl ich meinem noch immer staunenden

Kammerdiener, gegen den ich mich wendete, „laß uns allein, oder vielmehr komm in einer Viertelstunde mit einem Nachtessen wieder! Nicht wahr, Sie speisen mit mir zu Nacht, Lucian, und schlafen auch hier?"

„Ich nehme Alles an," erwiderte er; „ich habe seit Auxerre nichts gegessen. Denn da mich in meines Bruders Haus Niemand kannte, oder vielmehr (fuhr er mit einem recht wehmüthigen Lächeln fort) Jedermann zu erkennen glaubte, wollte man mir nicht aufmachen, und ich entfernte mich wieder, alle Bewohner in Bestürzung zurücklassend."

„Ihre Aehnlichkeit mit Ludwig, mein lieber Lucian, ist in der That so groß, daß ich selbst vorhin davon außer Fassung gebracht wurde."

„Wie!" rief Victor aus, welcher es noch nicht hatte über sich gewinnen können, das Zimmer zu verlassen, „der gnädige Herr sind der Bruder?..."

„Ja, aber geh' und trag' uns bald auf."

Viktor entfernte sich, wir waren allein. Ich nahm Lucian bei der Hand, führte ihn zu einem Lehnsessel und setzte mich neben ihn.

„Sie waren also unterwegs," fragte ich, mehr und mehr über seine Anwesenheit staunend, „als Sie die unselige Nachricht vernahmen?"

„Nein, ich war in Sullacaro."

„Nicht möglich! der Brief Ihres Bruders kann jetzt kaum angekommen seyn."

„Sie vergessen Bürger's Ballade, mein lieber Alexander, die Todten reiten schnell."

Ich schauderte.

„Was wollen Sie damit sagen? Erklären Sie sich, ich verstehe Sie nicht."

„Erinnern Sie sich nicht mehr, was ich Ihnen hinsichtlich der Erscheinungen in unserer Familie gesagt habe?"

„Ist Ihnen Ihr Bruder erschienen?" rief ich aus.

„Ja."

„Wann?"

„In der Nacht vom 16. auf den 17."

„Und hat Ihnen Alles gesagt?"

„Alles."

„Hat er gesagt, er sey todt?"

„Er hat mir gesagt, er sey erschossen worden; die Todten lügen nicht mehr."

„Hat er Ihnen gesagt, auf welche Weise?"

„Im Duell."

„Durch wen?"

„Durch Herrn von Chateau-Renaud."

„Nein, nein! nicht möglich, Sie haben das auf eine andere Weise erfahren?" versetzte ich.

„Halten Sie mich zum Scherzen aufgelegt?"

„Entschuldigen Sie, aber Alles, was Sie mir sagen, ist so sonderbar, und Alles, was Ihnen und Ihrem Bruder begegnet, so außer dem Bereiche der Naturgesetze ..."

„Daß Sie daran zweifeln, nicht wahr? ich begreife es! Aber sehen Sie," sprach er, indem er sein Hemd aufmachte, und mir einen blauen Fleck über der sechsten Rippe rechts auf der Haut zeigte, „glauben Sie vielleicht daran:"

„Wahrhaftig," rief ich aus, „das ist an demselben Ort, wo Ihr Bruder getroffen wurde!"

„Und nicht wahr, die Kugel ist hier herausgegangen?" fuhr Lucian, den Finger auf die linke Hüfte legend, fort.

„Das ist merkwürdig!" rief ich aus.

„Und soll ich Ihnen nun auch sagen, wann er gestorben ist."

„Sprechen Sie!"

„Zehn Minuten nach neun Uhr."

„Hören Sie, Lucian, erzählen Sie mir Alles nacheinander: ich werde verrückt, wenn ich Sie immer fragen und Ihre phantastischen Antworten anhören muß; eine Erzählung ist mir lieber."

„O! mein Gott, das ist sehr einfach. An dem Tage, wo mein Bruder erschossen wurde, war ich früh Morgens fortgeritten, um unsere Schaafweiden in der Gegend von Carboni zu besuchen, als ich plötzlich, nachdem ich gerade auf meine Uhr gesehen und sie wieder in meine Tasche gesteckt hatte, einen so heftigen Stoß in die Seite erhielt, daß ich die Besinnung verlor.

„Wie ich die Augen wieder öffnete, lag ich in den Armen Orlandi's, der mich mit Wasser bespritzte, auf dem Boden. Mein Pferd stand ein paar Schritte weit entfernt, streckte die Nase nach mir hin, keuchte und schnaubte."

„Nun?" fragte er mich, „was ist Euch denn begegnet?

„O, mein Gott!" erwiderte ich, „ich weiß es selbst nicht; aber habt Ihr nicht einen Schuß gehört?

„Nein.

„Es ist mir nämlich, als ob mir hier eine Kugel hereingegangen wäre. Damit zeigte ich ihm den Ort, wo ich den Schmerz empfand.

„Erstens ist weder eine Flinte noch eine Pistole losgeschossen worden und zweitens habt Ihr kein Loch in Eurem Ueberrock.

„Dann,“ entgegnete ich, „ist mein Bruder erschossen worden.

„Aha! das ist etwas Anderes,“ versetzte er.

„Ich machte meinen Ueberrock auf, und sah den Fleck, den ich Ihnen vorhin gezeigt habe: nur war er im ersten Augenblick deutlicher, wie wenn Blut daraus hervorgeflossen wäre.

„Eine Zeit lang war ich wegen des doppelten moralischen und physischen Schmerzes, den ich empfand, so darniedergedrückt, daß ich im Begriff stand, nach Sullacaro zurückzukehren; aber ich gedachte meiner Mutter, sie erwartete mich erst zum Nachtessen, ich hätte ihr einen Grund meiner frühern Rückkehr angeben müssen, und wußte keinen. Auf der andern Seite wollte ich ihr nicht ohne bestimmtere Gewißheit den Tod meines Bruders anzeigen.

„Ich setzte daher meinen Weg fort und kam erst Abends sechs Uhr nach Hause. Meine arme Mutter empfing mich wie gewöhnlich; es war klar, daß sie nichts ahnte. Gleich nach dem Nachtessen begab ich mich auf mein Zimmer. Als ich durch die Flur gieng, deren Sie sich erinnern werden, blies der Wind mein Licht aus. Ich wollte noch einmal hinunter und wieder anzünden, da sah ich durch die Thürspalten eine Helle in meines Bruders Zimmer. Ich war der Meinung, Griffo sey in demselben beschäftigt gewesen, und habe vergessen, die Lampe mit sich zu nehmen. Ich öffnete die Thüre; eine Kerze brannte neben dem Bette meines Bruders, und er lag entblößt und bluttriefend darauf. Ich blieb, ich bekenne es, einen Augenblick starr vor Entsetzen stehen; dann näherte ich mich ihm, und berührte ihn; er war schon kalt. Es war ihm eine Kugel an derselben Stelle, wo ich den Stoß gefühlt hatte, durch den Leib gegangen, und einige Tropfen Blutes flossen aus der bläulichen, klaffenden Wunde. Nun blieb mir kein Zweifel mehr übrig: mein Bruder war getödtet worden. Ich fiel auf die Kniee nieder und verrichtete, meinen Kopf an das Bett stützend, im Stillen mit geschlossenen Augen ein Gebet.

„Als ich wieder aufblickte, befand ich mich in der tiefsten Dunkelheit, die Kerze war erloschen, die Erscheinung verschwunden. Ich betastete das Bett, es war leer. Glauben Sie mir, ich darf wohl behaupten, daß ich so herzhaft bin, wie ein Anderer, aber als ich das Zimmer, im Finstern den Weg suchend, verließ, sträubten sich meine Haare und der kalte Schweiß stand mir auf der Stirne. Ich gieng hinunter, um ein anderes Licht zu holen; meine Mutter erblickte mich und stieß einen Schrei aus. „Was hast Du denn?" fragte sie, „und warum bist Du so blaß?

„Nichts;" entgegnete ich, einen anderen Leuchter nehmend, und gieng wieder hinauf. Diesmal löschte das Licht nicht aus, ich trat wieder in meines Bruders Zimmer; nun war Alles leer. Die Kerze war ganz verschwunden: die Matratze des Bettes sah unberührt aus. Mein zuerst gebrachtes Licht lag auf dem Boden; ich zündete es wieder an. Trotzdem, daß ich keine weitern Beweise vorfand, hatte ich doch zu meiner Ueberzeugung genug gesehen. Zehn Minuten nach neun Uhr war mein Bruder erschossen worden. Ich gieng in mein Zimmer und legte mich nieder. Sie werden sich aber leicht vorstellen können, daß ich lange nicht einschlief; endlich siegte die Müdigkeit über die Aufregung, und ich versank in Schlummer.

„Dann sah ich in Gestalt eines Traumes die ganze Scene, die sich zugetragen hatte, mit an. Der Mann, welcher meinen Bruder getödtet hat, stand vor meinen geistigen Augen; ich hörte seinen Namen aussprechen, er heißt Chateau-Renaud."

„Ach! das ist leider Alles nur zu wahr," erwiderte ich, „warum kamen Sie aber nach Paris?"

„Um den zu tödten, der meinen Bruder getödtet hat."

„Ihn zu tödten?..."

„O! seyen Sie beruhigt, nicht nach corsischer Art, hinter einer Hecke oder über eine Mauer hinaus: nein, nach französischer Manier in Glacé-Handschuhen, mit einem Jabot und Manchetten."

„Und weiß Frau von Franchi, daß Sie zu diesem Zwecke nach Paris gereist sind?"

„Ja."

„Und hat Sie doch fort gelassen?"

„Sie hat mich auf die Stirne geküßt, und gesagt: 'Geh!' — Meine Mutter ist eine ächte Corsin!"

„Und Sie sind gekommen . . .“

„Hier bin ich!“

„Aber Ihr Bruder wollte bei Lebzeiten nicht gerächt seyn.“

„Wohlan!“ entgegnete Lucian bitter lächelnd, „so wird er seit seinem Tode seine Ansicht geändert haben.“

In diesem Augenblick trat der Kammerdiener mit dem Nachtessen ein: wir setzten uns zu Tische. Lucian speiste wie ein sorgloser Mensch. Nach dem Essen führte ich ihn in sein Zimmer, er dankte mir, drückte mir die Hand, und wünschte mir eine gute Nacht. Dieß war die Ruhe, die bei starken Seelen einem unerschütterlich fest gefaßten Entschlusse folgt. Am andern Morgen trat er, sobald mein Diener ihm sagte, daß ich zu sprechen sey, bei mir ein.

„Wollen Sie mich nach Vincennes begleiten?“ fragte er. „Ich muß eine fromme Wallfahrt dorthin unternehmen; wenn Sie aber keine Zeit haben, so gehe ich allein.“

„Wie, allein? Wer soll Ihnen denn die Stelle bezeichnen?“

„O! ich werde sie leicht erkennen; habe ich Ihnen nicht gesagt, daß ich sie im Traume gesehen?“

Ich war neugierig zu erfahren, wie weit dieser merkwürdige höhere Einfluß gehen würde.

„Gut,“ erwiderte ich, „ich begleite Sie.“

„Nun, so kleiden Sie sich an, während ich an Giordano schreibe; nicht wahr, Sie erlauben, daß mir Ihr Diener einen Brief besorgt?“

„Sie können über ihn verfügen.“

„Ich danke Ihnen.“

Er verließ mich und kam nach zehn Minuten wieder zurück; ich hatte ein Cabriolet bestellen lassen, wir stiegen ein und fuhren Vincennes zu.

Bei der Kreuzstraße angekommen, sagte Lucian:

„Nicht wahr, jetzt sind wir in der Nähe?“

„Ja, zwanzig Schritte von hier ist der Ort, wo wir in den Wald eingelenkt haben.“

„Hier;“ sagte der junge Mann nach einer Weile, das Cabriolet anhaltend.

Es war in der That am nämlichen Orte.

Lucian schritt ohne Zögern, als ob er den Weg schon zwanzig Mal gemacht hätte, in den Wald hinein. Er gieng direkt auf die Schlucht zu, und sah sich, dort angelangt, einen Augenblick um; dann trat er auf den Platz, wo sein Bruder

gefallen war, beugte sich zur Erde herab und rief, als er einen röthlichen Fleck auf demselben gewahrte, aus:

„Hier ist die Stelle!"

Dann neigte er sich ganz mit dem Kopfe herunter und berührte den Rasen mit seinen Lippen.

Plötzlich erhob er sich mit flammendem Blicke, schritt rasch auf die Stelle zu, von welcher aus Herr von Chateau-Renaud geschossen hatte, und sagte, mit dem Fuße darauf stampfend:

„Hier stand er, hier werden Sie ihn morgen liegen sehen."

„Wie! morgen?" fragte ich.

„Ja; entweder ist er ein Feigling, oder er gibt mir morgen Genugthuung."

„Aber mein lieber Lucian," versetzte ich, „in Frankreich ist es, wie Sie wissen, Regel, daß ein Duell keine anderen Folgen nach sich zieht, als die, welche natürlich daraus hervorgehen. Herr von Chateau-Renaud hat sich mit Ihrem Bruder, den er forderte, geschossen, aber er hat Nichts mit Ihnen abzumachen."

„Ah! wahrhaftig! Herr von Chateau-Renaud hatte also, nach Ihren Begriffen, das Recht, meinen Bruder zu fordern, weil dieser einem Frauenzimmer, welches jener niederträchtig getäuscht, Schutz gewährte! Herr von Chateau-Renaud hat meinen Bruder, welcher nie eine Pistole angerührt hatte, erschossen — er that es mit einer Gleichgültigkeit, wie wenn er auf das Reh gezielt hätte, welches dort nach uns blickt, und ich sollte nicht gleichfalls das Recht haben, Herrn von Chateau-Renaud zu fordern? Gehen Sie doch!"

Ich senkte den Kopf und schwieg.

„Außerdem, fuhr er fort, „haben Sie nichts mit All' dem zu schaffen; seyen Sie ganz beruhigt, ich habe heute Morgen an Giordano geschrieben, und wenn wir nach Paris zurückkommen, ist die Sache im Reinen. Fürchten Sie denn, Herr von Chateau-Renaud werde meine Forderung nicht annehmen?"

„Herr von Chateau-Renaud steht unglücklicherweise in einem solchen Rufe von Muth, daß es mir nicht erlaubt ist, den mindesten Zweifel hierüber zu hegen."

„Dann bleibt mir Nichts zu wünschen übrig..." sagte Lucian; „kommen Sie, wir wollen frühstücken."

Wir giengen in die Allee zurück und stiegen in das Cabriolet.

„In die Rivoli-Straße!" rief ich dem Kutscher zu.

„Nein," fiel mir Lucian in die Rede, „ich lade Sie ein... Kutscher, in's Café de Paris. Nicht wahr, dort speiste mein Bruder gewöhnlich."

„Ich glaube so."

„Dorthin habe ich wenigstens Giordano bestellt."

Eine halbe Stunde später stiegen wir vor dem Restaurant ab. Lucian's Eintritt lieferte einen neuen Beweis seiner wunderbaren Aehnlichkeit mit seinem Bruder. Die Nachricht von Ludwig's Tode hatte sich zwar wahrscheinlich nicht mit allen Details verbreitet, aber sie war doch bekannt geworden, und das Erscheinen Lucian's brachte unter allen Anwesenden eine wahre Bestürzung hervor.

Ich verlangte ein besonderes Zimmer und sagte, daß uns Baron Giordano nachfolgen werde. Man wies uns das hintere an. Lucian las mit einer Kaltblütigkeit, die der Fühllosigkeit ähnlich sah, die Zeitungen. Während des Frühstücks trat Giordano ein.

Die beiden jungen Leute hatten sich seit vier oder fünf Jahren nicht gesehen, aber ein Handdruck war alles, wodurch sie einen Beweis ihrer Freundschaft an den Tag legten.

„Wohlan!" begann Giordano, „es ist Alles abgemacht."

„Nimmt Herr von Chateau-Renaud meine Herausforderung an?"

„Ja, jedoch unter der Bedingung, daß man ihn nachher mit Frieden läßt."

„O! er darf beruhigt seyn. Ich bin der letzte Franchi. Haben Sie ihn, oder die Sekundanten gesprochen?"

„Ihn selbst. Er hat es auf sich genommen, die Herren von Boissy und von Chateaugrand davon in Kenntniß zu setzen. Waffen, Stunde und Ort sollen dieselben seyn."

„Herrlich... Setzen Sie sich und frühstücken Sie mit uns."

Der Baron nahm Platz und man sprach von andern Dingen.

Nach dem Frühstück bat uns Lucian, ihn dem Polizeikommissär, der versiegelt, und dem Hauseigenthümer, bei welchem sein Bruder gewohnt hatte, vorzustellen: er wollte die letzte Nacht, die ihn noch von seiner Rache trennte, in seines Bruders Zimmer zubringen.

Alle diese Geschäfte nahmen den übrigen Theil des Tages in Anspruch und Lucian gelangte erst gegen fünf Uhr Abends in den Besitz von seines Bruders Wohnung.

Wir ließen ihn allein; der Schmerz hat seine Schaam, die man achten muß.

Lucian ersuchte uns, am folgenden Morgen um acht Uhr bei ihm zu erscheinen, und bat mich, dieselben Pistolen mitzubringen und sie zu kaufen, wenn sie feil seyen.

Ich begab mich auf der Stelle zu Devisme und schloß um den Preis von 600 Franken den Kauf ab.

Tags darauf fand ich mich um drei Viertel auf acht Uhr bei Lucian ein. Als ich in das Zimmer trat, saß er auf demselben Platze und schrieb an demselben Tische, wo ich seinen Bruder mit Schreiben beschäftigt gefunden hatte.

Er lächelte, obgleich er sehr blaß war.

„Guten Morgen," rief er mir zu, „ich schreibe an meine Mutter."

„Ich hoffe, daß Sie ihr eine weniger schmerzliche Nachricht mittheilen, als heute vor acht Tagen Ihr Bruder."

„Ich schreibe ihr, daß sie ruhig für ihren Sohn beten könne, und er gerächt sey."

„Wie können Sie mit dieser Zuversicht sprechen?"

„Hat Ihnen mein Bruder nicht zum Voraus seinen Tod verkündet? Ich zeige Ihnen zum Voraus den des Herrn von Chateau-Renaud an. Sehen Sie!" sagte er, aufstehend und mir an die Schläfe greifend, „ich schieße ihm meine Kugel hier hinein."

„Und steht Ihnen was bevor?"

„Ich werde nicht einmal berührt."

„Aber warten Sie doch den Ausgang des Duells ab, ehe Sie den Brief fortschicken."

„Das ist vollkommen überflüssig."

Er läutete. Der Kammerdiener trat ein.

„Joseph," befahl er, „trage diesen Brief auf die Post."

„Also ist Ihnen Ihr Bruder erschienen!" rief ich aus.

„Ja," erwiderte er.

Es war eine sonderbare Sache um diese beiden Duelle nacheinander, wobei jedes Mal einer der Gegner schon zum Voraus verurtheilt war.

Während wir dieses sprachen, kam Baron Giordano.

Es war acht Uhr. Wir fuhren fort.

Lucian war so ungeduldig und trieb den Kutscher dermaßen zur Eile an, daß wir zehn Minuten vor der bestimmten Zeit an dem Ort des Stelldicheins ankamen. Unsere

Gegner fanden sich Schlag neun Uhr ein. Sie waren alle drei zu Pferd, und hatten einen berittenen Diener bei sich. Herr von Chateau-Renaud hatte die Hand im Rock stecken, und ich glaubte Anfangs, er trage den Arm in der Schlinge.

Zwanzig Schritte von uns entfernt stiegen die Herren ab, und übergaben die Zügel ihrer Pferde dem Bedienten.

Herr von Chateau-Renaud blieb zurück, warf aber dessenungeachtet einen Blick auf Lucian, und so ferne wir standen, sah ich ihn doch dabei erblassen. Er wendete sich um, und hieb zu seiner Unterhaltung mit der Reitpeitsche, welche er in der Hand hatte, die kleinen aus dem Grase sprossenden Blumen ab.

„Hier sind wir, meine Herren!" sagten die Herren von Chateaugrand und von Boissy. „Aber Sie kennen unsere Bedingungen, dieses Duell ist das letzte, und was auch daraus erfolgen mag, Herr von Chateau-Renaud steht nicht mehr für das Resultat desselben ein."

„Es bleibt dabei," entgegneten wir.

Lucian verbeugte sich zum Zeichen der Uebereinstimmung.

„Sie haben Waffen, meine Herren?" fragte der Vicomte von Chateaugrand.

„Die nämlichen wieder."

„Sie sind dem Herrn von Franchi unbekannt?"

„Weit unbekannter, als dem Herrn von Chateau-Renaud. Der Letztere hat sich derselben schon einmal bedient, Herr von Franchi hat sie noch nicht einmal gesehen."

„Gut, meine Herren! Komm', Chateau-Renaud."

Und alsbald giengen wir, ohne weiter ein Wort zu sprechen, waldeinwärts: Jeder noch lebhaft bewegt von der Scene, deren Schauplatz ihm wieder vor die Augen treten sollte, ahnte in seinem Innern, daß sich Etwas nicht minder Schreckliches zutragen werde. Wir langten bei der Schlucht an.

Herr von Chateau-Renaud schien vermöge einer außerordentlichen Selbstbeherrschung ruhig; aber denen, die Gelegenheit gehabt hatten, ihn bei diesen beiden Zusammentreffen zu beobachten, war es ein Leichtes, den Unterschied in seiner Stimmung zu bemerken.

Von Zeit zu Zeit warf er einen heimlichen Blick auf Lucian, und dieser Blick drückte eine Unruhe aus, die beinahe an Schrecken gränzte. Vielleicht war sein Geist von der großen Aehnlichkeit der beiden Brüder betroffen, und er sah in Lucian einen rächenden Schatten Ludwig's?

Während man die Pistolen lud, gewahrte ich endlich, daß er die Hand aus seinem Rocke hervorzog; sie war mit einem feuchten Tuche umbunden, welches die fieberhaften Zuckungen derselben verhüten sollte.

Lucian wartete mit ruhigem, festem Blick, gleich einem Manne, der seiner Rache gewiß ist.

Ohne daß man Lucian einen Platz anwies, eilte er auf die Stelle zu, wo sein Bruder gestanden, welches natürlich Herrn von Chateau-Renaud nöthigte, ebenfalls den frühern wider einzunehmen.

Lucian empfieng seine Pistole mit einem heitern Lächeln. Herrn von Chateau-Renaud's Bläße gieng beim Empfang des seinigen in Leichenfarbe über. Dann fuhr er mit der Hand zwischen der Cravatte am Halse durch, als ob ihn diese zu ersticken drohte.

Man kann sich keinen Gedanken von dem Gefühle des unwillkührlichen Entsetzens machen, welches mich bei dem Anblick dieses jungen, schönen, reichen, eleganten Mannes durchdrang, der sich am Vorabend noch im Genusse langer Jahre glaubte, und heute mit schweißtriefender Stirne und Todesangst im Herzen zu seinem Ende verurtheilt sah.

„Sind Sie bereit?“ fragte Herr von Chateaugrand.

„Ja,“ entgegnete Ludwig.

Herr von Chateau-Renaud nickte mit dem Kopfe.

Was mich betrifft, so kehrte ich mich um.

Ich hörte, wie man zwei Mal in die Hände klatschte, und beim dritten Mal die beiden Schüsse losgiengen.

Nun kehrte ich mich wieder nach vorn. Herr von Chateau-Renaud lag, ohne einen Seufzer ausgestoßen, ohne eine Bewegung gemacht zu haben, todt auf dem Boden.

Ich näherte mich ihm mit jener unüberwindlichen Neugierde, die uns zwingt, eine Catastrophe bis an das Ende zu verfolgen; die Kugel war ihm an derselben Stelle, welche Lucian mir bezeichnet hatte, in den Schlaf eingedrungen.

Ich eilte auf diesen zu; er war ruhig und regungslos stehen geblieben, als ich ihn aber erreicht hatte, ließ er seine Pistole fallen und warf sich in meine Arme.

„Ach! mein Bruder! mein armer Bruder!“ rief er aus.

Dann zerfloß er in einen Strom von Thränen.

Es waren die ersten, die der junge Mann vergossen hatte.

Staatliche Bibliothek Bamberg

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Dumas, Alexandre,

Eine corsische Familie

Stuttgart ; Cannstatt 1845

Bamberg, Staatsbibliothek -- 30.1583(5/7#4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11827649-1